

Wiener Stadt-Bibliothek.

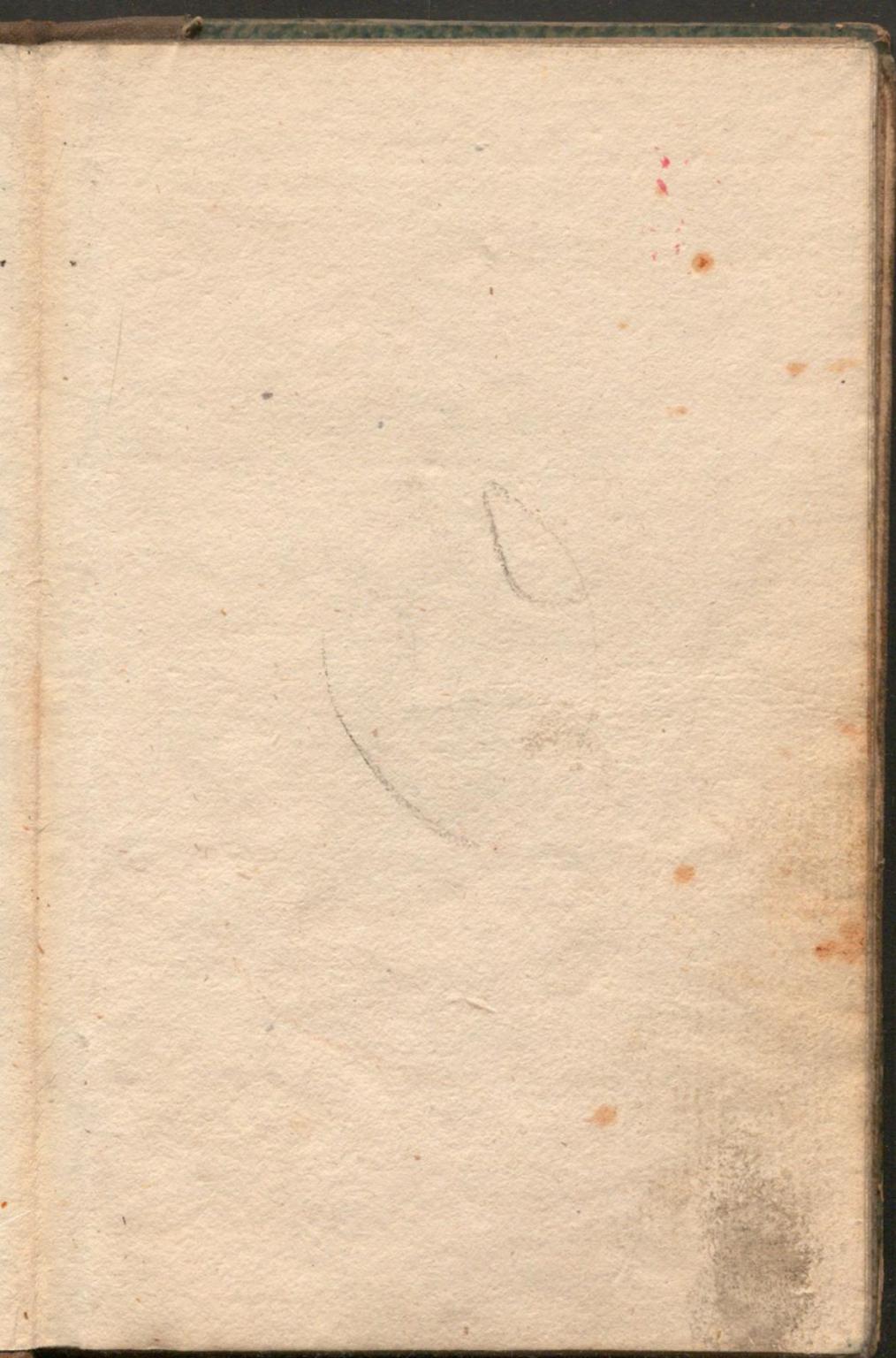
8708

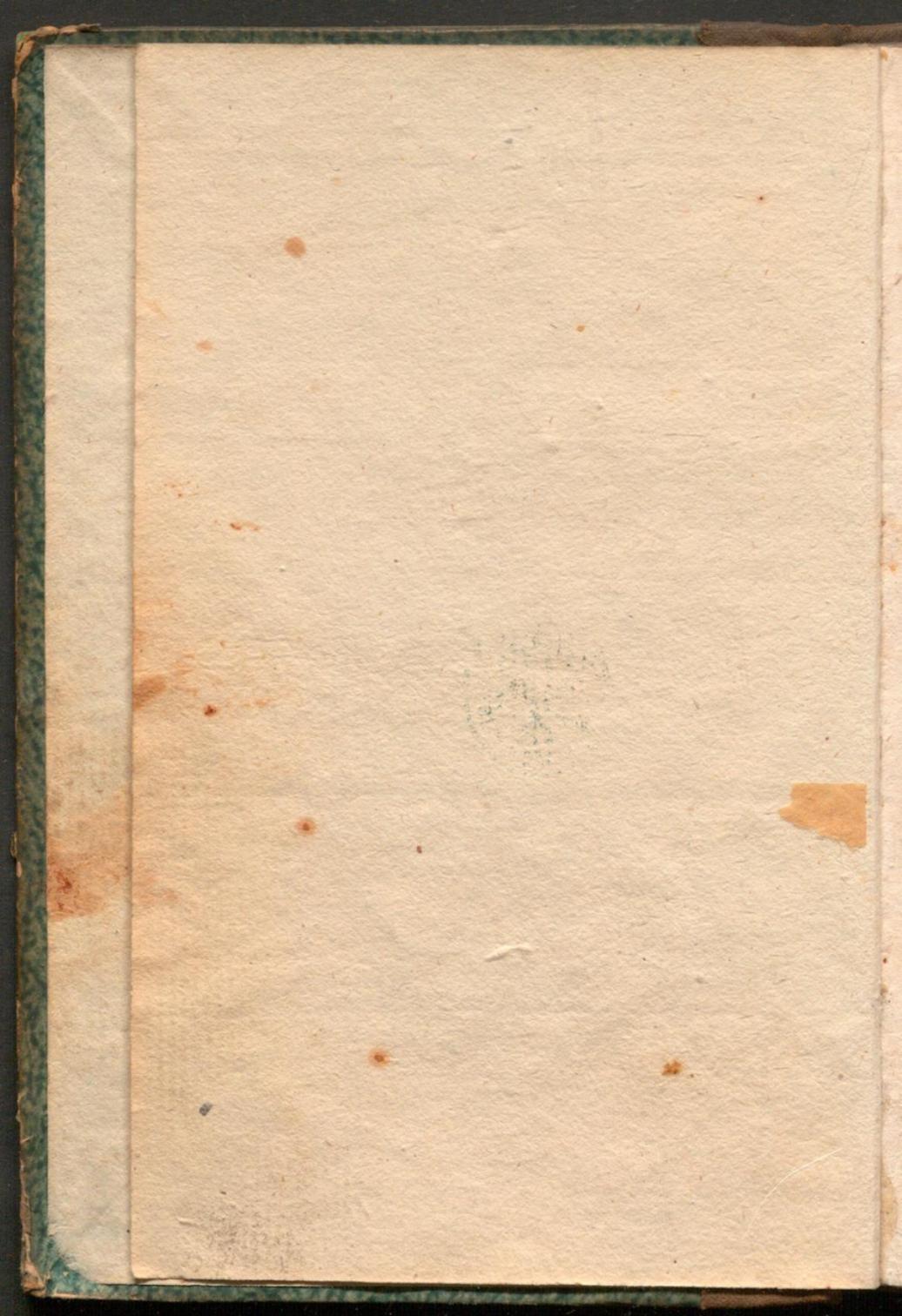
A

756.

~~199~~

5783









W. Conradt.

Hinab mit dir du ungebetener Erbe!

# Ferdinanda.

Ober:

wunderbar sind Gottes Fügungen.

---

Eine belehrende Geschichte für reifere  
Mädchen.

Als Gegenstück zur Erzählung des Herrn Canonicus  
Christoph Schmid in Augsburg:

**F E R D I N A N D O .**

---

V o n

Versasser „der Tugendhaften Mädchen, Eustachia, 2c.“

Mit einem Titelfupfer.

---

W i e n , 1 8 3 6 .

Im Verlage bey Franz Wimmer,

Buchhändler in der Dorotheagasse 1107.





D e n e n  
hochgeborenen Fräulein  
*E l i s e*,  
*C a r o l i n e*  
u n d  
*G a b r i e l l e*  
Gräfinnen von Scarampi  
widmet dieses Werkchen als ein Zeichen  
s e i n e r  
unbegrenzten Hochachtung

Der Verfasser  
*F. W.*



Verlag  
Verlagsbuchhandlung

München

Verlag

Verlag

Verlag

Verlag

Verlag

Verlag

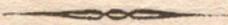
Verlag

Verlag

# Ferdinanda.

Oder:

wunderbar sind Gottes Fügungen.



1871

1871

1871

## Erstes Kapitel.

### E i n l e i t u n g.

In dem schönen Savoyen zeigt die Natur sich in ihrer ganzen Größe — wo man hinblickt, beurfundet sich Gottes Allmacht, wie so unendlich weise in der Schöpfung alles zum Nutzen, und zum Genusse der Menschen gepaart ist. — Hier erheben sich Riesenmäßige Gebirge mit ihren waldigen, dicht beschatteten Rücken, und dem Auge schwindelt oft vor der kolossalen Höhe dieser in die Wolken emporragenden Felsenmassen — dort breiten sich wieder fruchtbare Ebenen aus, prangend mit dem grünsamtnen Teppiche — und, bald sanft säuselnd wie der Abendwind durchwallen spiegelhelle Bäche die blumigen Fluren, bald stürmen wieder brausende Gießbäche von den hohen Gebirgen in die tiefe Thalung herab. — Alles was die Natur uns biethet, zeigt nicht nur von der unendlichen Liebe und Güte, sondern auch von der allumfassenden Majestät ihres Schöpfers. — Wohin das Auge blickt — weilt es in den hohen Regionen der Lüfte, auf der dustenden Flur, im schattigen düstern Haine, in den zahllosen Gewässern, oder in

den finstern Schachten der Unterwelt, überall herrscht Leben und rege Thätigkeit — nirgends vergeht ein Augenblick, wo nicht die Natur in ununterbrochener Kraft und Wirksamkeit sich zeigt, und wer seine Blicke zu den Millionen Sternen des Himmels empor heben, und darüber nachdenken wollte, dessen Geist könnte nur schwindeln, und er müßte sich im unermesslichen Umfange der Schöpfung noch weit weniger als ein Sonnenstäubchen dünken. — Und doch erkennen so wenige Menschen Gottes Allmacht, doch sind so wenig eingedenk, daß uns nur Tugend und Religion von allen uns bekannten Wesen auszeichnet, — daher mißbrauchen sie die Himmelsgabe unsers denkenden Geistes, und da, wo sie im rosigen Morgenlichte unsers schönen Daseyns leben könnten, werden sie von verderblichen Leidenschaften in unabsehbare Abgründe geschleudert, und leider werden zugleich oft so schuldlose Opfer mit verschlungen.

Hart am Genfer See befindet sich heutiges Tages ein Flecken Hermance genannt — unbedeutend, doch von redlichen arbeitsamen Einwohnern bewohnt — vor mehreren Jahrhunderten, die Zeit hat jede Spur davon verwittert, stand hier ein majestätisches Herrenschoß, das Stammhaus des längst ausgestorbenen Grafengeschlechts von Hermance — keine Spur, kein Andenken ist mehr an

diese große Familie vorhanden. Nur als der Erzähler dieser Geschichte einst Savoyen durchreisen mußte, und kränklich in der Abtei Notre Dame d'Abondance wohlthätige Aufnahme fand, gelang es ihm durch freundschaftliches Wohlwollen eines ehrwürdigen Priesters — eine Urkunde zu Gesicht zu bekommen, aus welcher er sich die merkwürdigsten Daten anmerkte, und nun mit dem ihm eignen Gefühle seinen lieben jungen Leserinnen vortragen will.

## Zweytes Kapitel.

### Die Grafen von Hermance.

Es war ein großes reich begütertes Grafenhaus — das nicht nur in Piemont, sondern auch in Frankreich und Sicilien bedeutende Ländereyen besaß. Ein Heldenstamm, der sich in vielen Kriegen durch Jahrhunderte ausgezeichnet hatte. Bürgerliche Tugenden, Wohlthätigkeit gegen die Unterthanen, erbte stets der Sohn vom Vater, und keiner der gebietenden Herren entschlief, dessen Grab nicht tausend dankbare Segens-Thränen beneßt hätten. — Graf Louis schien der Letzte dieses hochadelichen Stammhauses gewesen zu seyn; nach vielen überstandenen Kriegsgefahren und erhaltenen Wunden, mißmuthig über den Undank seiner Umgebun-

gen, und die Falschheit der Scheinfreunde, hatte er sich auf sein Stammschloß zurück gezogen, um an der Seite seiner oft so lange entbehrten Gattin der Ruhe zu genießen. — Gräfin Euphémie war eine der liebenswürdigsten Damen ihres Zeitalters — eine zärtliche Gattin, eine Mutter der Unterthanen — eine Freundin jedes biedern Menschen. — Der Himmel hatte ihre Ehe mit einer Tochter gesegnet, welche in der heiligen Taufe den Namen Ferdinanda erhalten hatte, — aber vergebens sehnten sich beyde Eltern nach einem männlichen Erben ihrer ansehnlichen Besitzungen. Zwar hatte Graf Louis noch einen einzigen sehr weitläufigen Anverwandten, den Marchese Bastini — aber dieser war ein berühmter Verschwender und toller Junge gewesen, welcher sich wegen so vielen ruchlosen Streichen aus dem Lande hatte entfernen müssen, und von dem man schon über zwanzig Jahre nichts mehr gehört hatte.

Zwar trauerten oft beyde Eltern, daß ihnen kein Sohn, kein Fortpflanzer des mächtigen Geschlechts geschenkt sey, doch murrten sie nicht gegen Gott, dessen weisen und unerforschlichen Rathschlägen sie alles in der tiefsten Demuth frommer Herzen anheim stellten. — Die kleine Ferdinanda war der Liebling ihres Herzens geworden, und sie verdiente es auch im vollen Maße; die Natur hatte den Reiz der Liebenswürdigkeit über sie ausgegossen;

gleich der holden Rosenknospe blühte sie jugendlich und rasch heran, und schon in ihrer frühen Jugend zeigte es sich, daß sie den hohen Geist des Vaters, und zugleich die Herzensgüte und Sanftmuth der Mutter, so wie die hohe Frömmigkeit der beyden Eltern ererbt hatte; denn wenn Vater und Mutter in der Schloßkapelle ihren Geist und ihr Herz ganz dem heiligsten Gebethe öffneten, kniete Ferdinanda neben ihnen, faltete gleichfalls ihre kleinen Händchen gegen Himmel, und ihr aufwärts gefehrter Blick zeigte, daß bereits in ihrem kindlichen Gemüthe der Geist der Andacht tiefe Wurzel gefaßt habe, und zur schönsten Segensblume emporkeimen werde. Ihr größtes Vergnügen war, wenn ein Armer im Schlosse ansprach, und sie ihm selbst, das von den Eltern gegebene Almosen spenden konnte. Die Gräfin war gewohnt, oft ihre Unterthanen in der Nähe zu besuchen, und den Kranken, oder Hülfe bedürfenden thätigen Beistand zu leisten. — Ferdinanda ließ sich nicht nehmen, bei solchen Gelegenheiten mit der Mutter zu gehen, und nach ihren schwachen Kräften mitzuwirken. Alles in der Umgegend pries sich glücklich, eine solche wohlthätige und gute Herrschaft zu besitzen.

Der Winter hatte mit seinem stürmenden Hauche die Fluren verödet, Frost und Hagel wütheten,

und machten wie gewöhnlich tiefen Eindruck auf den menschlichen Körper. — Alte Wunden, welche der Graf in verschiedenen Gefechten erhalten hatte, brachen wieder auf, und er mußte schmerzhaft das Krankenlager suchen. — Die Angst der Gräfin, und die herzliche Theilnahme der kleinen Ferdinanda, lassen sich nicht genug schildern, aber mit jedem Tag mehrten sich die Schwäche und die Leiden des Erkrankten. Euphémie war beynah in Verzweiflung; als nach einem heftigen Anfalle, endlich ein wohlthätiger Schlummer sich über des Grafen Augen ergoßen hatte — eilte sie mit gepreßten Herzen in die Schloßkapelle, welche bloß von einer düstern Lampe erhellet wurde, da um diese Zeit kein Gottesdienst zu feiern war — hier zerfloß sie ganz in Andacht und Thränen, mit gefalteten Händen flehte sie zu dem Urheber alles Guten, um Rettung ihres Schüßers, ihres so innig geliebten Freundes. —

Drey Nächte hatte bereits kein Schlummer Euphémien's Augen zugeedrückt denn sie konnte unmöglich einer fremden Hand die Pflege des innigst geliebten Gatten anvertrauen — sie war ganz erschöpft, die feyerliche Todtenstille nun machte Eindruck auf sie und betäubte noch mehr ihre wirren Sinne, unwillkürlich schlossen sich ihre Augen, und sie schwand hinab in das Gebiet der Träume. — So befand sie sich denn plötzlich in einer unwirthbaren

Wildniß — es war ihr nicht anders, als wollte sie an einen heiligen Wallfahrtsort sich begeben — mühsam nur wandte sie sich durch das verworrene Gestrippe, ihre Füße bluteten von Dornen geritzt, ihre Kräfte erlahmten, und schon glaubte sie, auf den Boden sinken, und verschmachten zu müssen, als der Schein eines Lichtchens ihr durch das Gebüsch entgegen blickte, und die Hoffnung, menschliche Hilfe zu finden, ihr neue Kräfte gab. Sie wand sich mühsam durch das Gesträuche, und befand sich endlich vor der Hütte eines Eremiten, welcher vor einem aus Baumästen zusammen gebundenen Kreuzifix in frommer Andacht auf seinen Knien lag, — das Rauschen ihrer Fußtritte im hohen Grase störte ihn, er stand auf und trat ihr liebevoll mit einem Antlitz entgegen, welches ihre höchste Ehrfurcht erregte. — Da er die Entkräftung der Wanderin bemerkte, führte er sie zu seinem Lager aus Laubstreu, und brachte ihr Brot und Milch zur Erquickung. — Im vertraulichen Gespräche entdeckte sie ihm den Kummer über ihr Schicksal, und er träufelte sanft den Balsam des Trostes in ihr wundes Herz; „Gott hat doch alles, sprach er, zur Wohlthat und Hülfe des Menschen bereitet; wie viele tausend Kräuter wachsen um uns her, deren Heilkräfte wir noch nicht kennen, aber doch hat es der menschliche Scharffinn sehr weit gebracht, und

ist in die geheimen Kräfte und Wirkungen der Natur eingedrungen. Durch den Unterricht meines Vorfahrers in dieser einsamen Wohnung, und durch eigenes Nachforschen und Bemühen habe ich mir einen bedeutenden Vorrath von Kenntnissen erworben, und zum Besten der Nachwelt aufgezeichnet; wer weiß ob es mir nicht gelänge, dem leidenden Gatten mit Gottes Hülfe, wo nicht gänzliche Rettung, doch wenigstens Linderung seiner Leiden zu erzwecken.“

Bey diesen Worten wollte Euphemia die Knie des Eremiten umklammern, aber die heftige Erschütterung in welche sie dadurch gerieth, verscheuchte ihren Traum, und sie wachte wieder auf. — Lange noch saß sie halb betäubt, halb sinnend im Betstuhle — der Alte und seine Worte waren tief in ihr Gedächtniß eingepägt, aber von dem zurückgelegten Wege konnte sie sich auf nichts mehr besinnen, als daß unfern der Hütte neben drey hohen Tannen, ein Gießbach laut rauschend über Felsen herabstürzte. Jetzt schlug der Seiger im Schloße die zwölfte Stunde, eine Zeit, welche nach den Begriffen der damaligen Menschen dem Schattenreiche die Gräber und den unterirdischen Geistern die eisernen Thore öffnet. — Kalter Schauer durchrieselte ihre Gebeine — sie sah sich so allein, so verlassen, und eilte mit ihrer Leuchte aus dem feierlichen stillen Auf-

enthalte — bey dem Flimmern der Lampe zitterte sie vor ihrem eigenen Schatten, den der flackernde Lichtschimmer an die Wand mahlte; und sie schreckte bey ihrem, in dem schallenden Gange vermehrten Rauschen des eigenen Fußtrittes zusammen. — Endlich hatte sie die Treppe und das Gemach des Gatten erreicht — noch lag dieser in seinem betäubenden Schlummer, und auch Euphemia sank ganz erschöpft in den Lehnstuhl neben dem Krankenlager hin, und entschlief.

### Drittes Kapitel.

#### Der Eremit.

Allmählich graute der Morgen heran. — Graf Louis erwachte, und fühlte sich durch den so langen Schlummer etwas gestärkt — die Gräfin reichte ihm die vom Burgarzt vorgeschriebene Arzeneey — und nahm um jeden seiner Züge zu belauschen, wieder Platz am Krankenlager — aber der Graf fühlte bald wieder seine ehemalige Schwäche, und versank in sein gewöhnliches Dahinschmachten. Jetzt erinnerte sich Euphemia wieder an ihren Traum in der Kapelle, und plötzlich durchfuhr wie ein Lichtstrahl ein Gedanke ihre Seele. Rasch eilte sie ins Borgemach, und ließ den Leibknapen Oswald zu sich rufen.

Dswald war in Italien geboren, er hatte frühzeitig seine Eltern verloren, und irrte schon als Knabe mit dem Bettelstabe im Lande umher. So hatte der Graf ihn kennen gelernt, und aus Mitleiden zu sich ins Haus genommen — er verrieth Talent, daher ließ ihn der Graf in allem unterrichten, was zu seinem künftigen Fortkommen dienen konnte; und obwohl manche aus der Dienerschaft über lose Streiche hätten klagen können, so wagte es doch niemand, weil Dswald sich ganz in die Gunst des Grafen einzuschmeicheln gewußt hatte, und auch alle ihm obliegenden Pflichten genau in Erfüllung brachte. Auch die Gräfin hatte ihm einen großen Theil ihres Zutrauens geschenkt, und hielt ihn für den geschicktesten in der jezigen Angelegenheit. Sie befahl ihm, sein Roß zu satteln, und in der tiefen Waldung einen Eremiten aufzusuchen, dessen Klause so, wie den Wasserfall mit den drei Lannen sie ihm so genau beschrieb, als das Traumbild vor ihr schwebte. — Dswald versprach sich alle mögliche Mühe zu geben, den unbekanntten Alten aufzusuchen, ihm den Zustand des frankten Burg Herrn zu beschreiben, und ihn zur thätigen Hülfe aufzufordern. — Der Gräfin war, wie man zu sagen pflegt, ein Stein vom Herzen, als der eifertige Dswald zum Thore hinaus sprengte — denn sie glaubte nichts anders, als daß ihr das Traumgesicht

durch höhern Einfluß des Allerbarmers vorgekommen sey.

In der Natur gibt es Dinge, welche der menschliche immer rege Geist doch nie erforschen kann — so abergläubisch es ist auf Träume zu glauben — eben so sehr sind auch mehrere Beweise vorhanden, daß manches was verworrene Traumbilder uns vorstellten, wenigstens zum Theil in Erfüllung ging, welches sich eben so wenig, als die verborgenen Wirkungen der Sympathie ablängen läßt. Knappe D s w a l d hatte sich alle mögliche Mühe gegeben, den bezeichneten Aufenthalt zu finden, und es gelang ihm endlich nach vieler Anstrengung, den Wasserfall neben den drei Tannen zu erspähen, wo dann auch die Eremitenklause sogleich vor seinen Blicken lag. — Er brachte dem frommen Klausner in Kurzem sein Anliegen vor, und bath ihn so dringend dem leidenden Grafen zu helfen, daß dieser weniger Menschenfreund gewesen seyn mußte, als er wirklich war — wenn er nicht sogleich zur Hülfe bereit gewesen wäre. — „Nimm Platz, mein Sohn, sprach er, hier hast du etwas Brot und Milch, und ruhe aus, bis ich die nöthigen Kräuter gesammelt haben werde.“ — Er eilte fort, und kehrte bald mit einem Bündel der wohlduftendsten Pflanzen zurück. — „Du hast dich gestärkt, begann er aufs Neue, nun lasse uns eilen, denn um Hülfe zu brin-

gen, muß uns jeder Augenblick theuer seyn.“ — Sie verließen die Hütte, D s w a l d überließ dem schwächlichen Alten sein Pferd, welches er am Zügel durch das Gebüsch leitete, und so kamen beyde wohlbehalten in die Burg zurück. — Sobald ihre Ankunft der Gräfin gemeldet worden war, eilte sie ihnen entgegen. Sie schrak heftig zusammen, als sie den Greisen erblickte — es war die nämliche Gestalt, das nämliche Ehrfurcht erregende Gesicht, welches sie im Traume gesehen hatte. Sie küßte demuthsvoll seine Hand und er legte selbe segnend auf ihr Haupt — dann begaben sie sich nach dem Zimmer des Grafen; hier forschte Vater Benjamin, so nannte sich der Klausner, nach allen näheren Umständen, und eilte dann in die Küche, um mit Hülfe der Dienerschaft aus den Kräutern Trank und Umschläge zu bereiten. Er unternahm nun das Heilungsgeschäft, und bedeutete, daß er bis zum kommenden Tage in der Burg bleiben müsse, um die Wirkung seiner Arzney abzuwarten. Niemand war froher als die gute Gräfin — sie gab sogleich Befehle zur sorgfältigsten Pflege. Eine Stunde nach der angewandten Kur entschlief der Graf — und nun verlangte Vater Benjamin nach der Kapelle zu gehen, wohin ihn auch die Gräfin begleitete, auch D s w a l d mußte folgen. Sie betheten da in frommer Andacht — die Gräfin aber riefen bald

andere Geschäfte ab. Nach einem langen und innigen Gebethe erhob sich Benjamin, und sah mit düsterem Blicke auf Oswald. — „Knabe, sprach er, ich habe mit dir zu sprechen; was ich dir nun sagen werde, verschweige deiner selbst willen, doch präge jedes meiner Worte tief deinem Gedächtnisse und deinem Gemüthe ein. Bis jetzt ist dein Herz noch rein und gut, aber du hast einen Zug in deinem Gesichte, welcher mich ahnden läßt, daß es leicht verdorben werden könnte. — Sey auf deiner Huth, die schönste Rose kann ein giftiger Wurm der an ihrem Stengel nagt, entblättern, und sie wird nicht mehr zur vorigen Reife gelangen. — Wer einmal nur Handbreit von seiner Pflichterfüllung abweicht, wer der verführenden Stimme des Lasters nur halb sein Ohr leiht, der glaubt einen Rosenpfad zu durchwandeln, und jeder Schritt führt ihn näher zum Abgrunde; nur höchst selten kann selbst die bitterste Reue, welche gleich dem giftigen Molche am Herzen nagt, ihm die verlorne Lebensruhe wieder geben. Ich warne dich als dein Vater, hütthe dich vor Leidenschaften, du bist dafür empfänglich, dein Herz steht auf dem Scheidewege, und du kannst eben so gut zum geachteten Manne, als zum vollendeten Bösewicht werden, den Mittelweg hat die Anlage der Natur dir verschlossen; nur dein Vertrauen auf Gott, dein inständiges Flehen, daß

deine Vernunft zum Guten gestärket werde, kann dich vor einem verderblichen Abgrunde retten. Ich habe für dich gebethet, Gott wird, wenn es nicht nach seiner allweisen Ansicht zu einem andern Zwecke führt, mein Gebeth erhören, kniee nieder, daß ich im Gefühle meiner Andacht dich segne.“

Beide verließen endlich die Kapelle, Oswald fehrte zwar düsteren Sinnes, doch getröstet durch den Segen des ehrwürdigen Klausners nach seinem Zimmer zurück — Benjamin aber begab sich nach dem Krankenzimmer. — Graf Louis war erwacht, und fühlte sich mächtig gestärkt, — seine Schmerzen waren mehr als zur Hälfte gelindert. Benjamin verhieß ihm mehrere ruhige Stunden, und versprach am folgenden Morgen als er Abschied nahm recht bald mit frischen heilbringenden Kräutern wieder zu kommen; die Gräfin ließ ihn von zweien Knechten in einer mit Maulthierien bespannten Sänfte zurück bringen, und hatte befohlen ansehnliche Vorräthe von Lebensmitteln mit zu nehmen.

Schon am folgenden Tage fühlte sich der Graf sehr erleichtert und von Schmerzen befreyt. — Wonnetrunken sank Euphemia an seine Brust. — Drey Tage noch kam der Klausner zur Kur, und nach deren Verlauf war der Graf so gänzlich wieder hergestellt, als ob neues Leben in seine Adern gegossen wäre. — Wer kann sich die Freude der Grä-

fin, und die herzlichste Theilnahme der kleinen Ferdinanda denken. — Vater Benjamin nahm keine Belohnung an, ihm war der größte Lohn die Freude über seine gelungene Kur — er versprach jederzeit Hülfe, und kehrte, Gott für seinen Beistand inbrünstig dankend, in seine Klause zurück.

### Viertes Kapitel.

#### Der Fremde.

Der Graf und seine verehrungswürdige Gattin lebten nun wieder in voller häuslicher Glückseligkeit. Vertraulich saßen sie einst an der Abendtafel, nachdem Ferdinanda, so wie die Dienerschaft bereits zur Ruhe gegangen waren. — „Geliebte Euphemia, begann der Graf, ich habe über eine wichtige Sache mit dir zu sprechen. Es hätte freylich schon früher geschehen sollen, doch ist an der Zeit noch nichts verloren, denn immer lag noch hart, gleich dem eisernen Szepter eines Tyranen der strenge Winter auf unserer Erde, doch bald wird das mildere Sonnenlicht die Nebel zerstreuen — des Frühlings belebender Hauch wird die Natur zum neuen Daseyn erwecken und auch die verwitterten Wege gangbar machen — es steht uns eine weite Reise bevor.“ — „Eine Reise? fragte Euphemia ganz erstaunt, was könnten wir für eine Veranlassung dazu

haben.“ — „Eine sehr wichtige, meine Liebe. — Sieh als ich in meiner Krankheit manchmal so still und düster dahin lag, blieben doch meine Gedanken nicht unbeschäftigt, und ich dachte ernstlich der Zukunft nach. — Schon hatte der Tod seinen Arm nach mir ausgespreitet — dieß kann wieder, und der Himmel verhüte es, vielleicht bald geschehen, was soll dann aus unserer *Ferdinanda* werden. — Du bist gesichert, denn unser Ehevertrag bestimmt dich, da kein männlicher Erbe vorhanden ist, zur Besitzerin aller meiner Güter — wie aber, wenn auch dich der Herr zu sich rief, wer würde *Ferdinanda's* Erbe sichern? Würden sich nicht hundert Hände gierig darnach ausstrecken, und welche Verführungen würde das arme, wohl gar noch unmündige Kind zu erdulden haben. — Dieß alles habe ich mir reiflich überdacht, und will ihr daher eine glückliche Zukunft sichern. Du weißt, ich besitze in Frankreich und Sicilien bedeutende Güter. — Meiner früheren Verdienste wegen kann ich an beiden Höfen der Gnade der erhabenen Könige mich erfreuen, sie werden meine Bitte bewilligen, und unsere *Ferdinanda*, da ich ohne männliche Erben bin, in alle meine Rechte einsetzen; nach deinem Tode, *Euphemia*, wird sie Herrin über ein mehr als fürstliches Eigenthum.“ — „Und dein Anverwandter *Marchese Bastini*?“ erwiderte die Gräfin, mit verhaltenem

Schmerze über die Abschiedsrede ihres Gatten. — Er hat von mir keine Rücksicht verdient, erwiederte der Graf, doch liebe Euphemia, wer einmal den ausgestreckten Armen des Todes so nahe war, wie ich es gewesen bin, und seine zerknirschte Seele ganz zu Gott dem Allmächtigen erhebt, glaube mir, dem schwindet jeder Groll aus dem Busen, denn er weiß ja, daß er an der Pforte ist, welche in das Reich der unendlichen Güte und Allbarmherzigkeit einführt. Ich habe ihm in meinem Herzen aufrichtig verziehen, und wenn er gebessert und reumüthig sich mir nahet, bei Gott, ich werde handeln, wie es meinem Blutsfreunde zukömmt. In meinem Testamente, das ich heute noch aufsetzen lasse, ist er nicht vergessen, so wie keiner meiner entferntesten Anverwandten, denn kein unrechter Spruch soll über meine Leiche ergehen, und du und unsere Ferdinanda werden dem ungeachtet noch reiche Erbinnen bleiben.

Länger vermochte die Gräfin bei dem Gefühle einer Trennung von dem geliebten Gatten nicht mehr ihre Thränen zu unterdrücken, sie sank laut weinend an seine Brust, und zum Glücke trat der Klausner ein und wußte durch seine Trostgründe der heiligen Religion ihre Herzen wieder zu erleichtern. Kann es denn einen schönern Trost geben, als den Gott selbst durch die Religion in unser Herz gelegt hat? Sie allein stärket bei allen Verfolgungen des Unglücks.

Die Reise des Grafen konnte indefs nicht so schnell angetreten werden, als er es wünschte. Zwar hatten schon freundliche Wolken den Horizont umzogen, auch wehte bereits ein milderer Frühlingshauch über die Fluren, und eine neubelebte Vegetation schien alles zu erfreuen, doch, noch zu früh war es dem starrenden Winter, seine eisigen Gefilde zu verlassen, ungeheure Wolkenlasten häufte er durch seinen gewaltigen Hauch aus Norden zusammen, und überzog mit seinem schneeigen Leichentuche abermal die beinahe schon blühende Gegend. Man war froh unter wirthlichem Dache vor dem gräßlichen Unwetter geschützt zu seyn.

Friedlich sassen einst beyde Gatten an der Abendtafel, während es draussen witterte und tobte; da trat der Knappe Oswald ein und meldete einen Fremden, der eben im Schlosse angekommen sey, und um Nachtherberge bitte; auch bedeutete er, daß er nach einer kurzen Erholung mit dem Herrn Grafen selbst zu sprechen wünsche. Er scheint kein gemeiner Mensch zu seyn, sprach der Knappe, denn sein Diener führt ein ziemlich wohlbeladenes Saumroß bei sich. — Der Graf gab sogleich Befehl, es ihm ja an keiner Bequemlichkeit fehlen zu lassen, einen erquickenden Imbiß zu bereiten, und ihn nach gepflogener Ruhe zu ihm in das Speisezimmer zu führen. — Nach nicht gänzlichem Verlaufe einer

Stunde trat der Fremde ein — ein großer stattlicher Mann in der Blüthe seiner Jahre, dunkle Locken beschatteten sein Gesicht, unter welchem ein großes schwarzes und viel versprechendes Auge hervorflammete — seine ganze Haltung verrieth erhabene Würde — sein Anzug war nicht prunkvoll, aber doch einem erhabenen Stande gemäß, ganz schwarz, nur hie und da mit goldnen Kanten verziert — eine blutrothe Binde schmückte den Leib, und eben solche Federn das mit einem einzigen Steine von Werth verzierte schwarze Barett. — Mit edlem Anstande verneigte er sich vor dem Grafen und der Gräfin, sein feuriger Blick traf gleich dem schnell vorüber fliegenden Wetterleuchten, Euphemien und Ferdinanden, doch schnell hatte er die vorige Haltung wieder genommen. „Verzeiht, wenn ich euch störe, sprach er zum Grafen, doch länger war es mir nicht möglich, von eurem Antlitz entfernt zu bleiben. — Ich habe früher viel auf eure Güte gesündigt, aber rechnet einen großen Theil der Schuld auf meine Jugend und auf mein lebhaftes Temperament — die halbe Welt habe ich durchstreift, und mir in Noth und Elend Erfahrungen gesammelt. Ich habe mir endlich auf dem Meere bedeutendes Vermögen erworben, will nun im lieben Vaterlande der Ruhe genießen, und suchen durch Wohlthaten manches gut zu machen, was ich ehemals im

jugendlichen Leichtsinne verdarb. — Wo könnte es mir wohl irgend anderst wo besser ergehen, als in dem schönen Zirkel meiner Anverwandten. Mein Gott, Herr Graf, sollten mich denn die Beschwerlichkeiten der Reise so entstellt haben, daß ihr euren Neffen Bastini in mir gar nicht mehr erkennet?“

Dem Grafen fiel es wie eine Schuppe von den Augen, sein Herz hatte lange schon für den Fremden gesprochen, ohne daß er sich diese innere Stimme erklären konnte, nun aber erinnerte er sich der ihm ehemals so bekannt gewesenen Gesichtszüge, und er drückte den Neffen zärtlich an seine Brust. — Vergnügt verging der Abend. — Bastini, wir wollen ihn künftig bei seinem Taufnahmen Lorenzo nennen, erzählte nun der erlebten Abentheuer viele, und daß er endlich auf eigne Kosten eine Galeere bemannt habe, um gegen die Ungläubigen zu kreuzen; wobei es ihm gelungen sey reichliche Beute zu ärnten — der gute Graf Louis söhnte sich allmählich mit seinem Neffen aus, dieser schien seine Lieblingsneigung schnell gefaßt zu haben, ja recht viel von Schlachten und Kriegsgefahren zu erzählen, und war darinnen unerschöpflich; auch suchte er auf alle mögliche Art die Huld der Gräfin zu erzingen, und liebte die kleine Ferdinanda recht herzlich. Der Graf ging wohlgemuth zur Ruhe, auch

Ferdinanda hatte bereits auf dem Schooße der Mutter eingeschlafen, und wurde zu Bette gebracht.

Als sich Euphemia allein in ihrem Gemache befand, warf sie sich wie gewöhnlich vor dem Bilde des gekreuzigten Heilands nieder, und verrichtete inbrünstig ihr Abendgebeth. — Sie ging dann zur Ruhe und versank bald in das Gebiet der Träume; aber hier stellten sich ihr die verworrensten Bilder dar — bald befand sie sich in einer erschütternden Wüste, sie hörte das im Nachtdunkel so schreckliche Gebrülle der Löwen, jetzt stürzte wieder ein reißender Tieger in seinem Verderben bringendem Sprunge hervor, und drohte die kleine Ferdinanda zu ergreifen, und zu zerfleischen, bald befand sie sich wieder an einem ungeheuren Abgrunde, und eine schauerliche Riesengestalt nahete sich, und suchte Ferdinanden hinab zu schleudern, oder ein Räuber lauerte im Gebüsche und wollte eben seinen Pfeil nach dem armen Kinde abdrücken; sie wurde immer von dem heftigsten Gefühle der Angst wach, und schlief nur wieder zu neuen schauerlichen Scenen ein, so daß sie am folgenden Morgen sich ganz entkräftet fühlte, und nicht einmal an dem gewöhnlichen Frühstücke theilnehmen konnte.

## Fünftes Kapitel.

## Die Reise.

Bald benahm Lorenzo sich so, daß alle Bewohner des Schlosses ihm gewogen seyn mußten. — Zuverlässig gegen die Dienerschaft, ungemein vertraulich gegen die Gräfin und Ferdinanden, und mit einer beispiellosen Liebe an dem Grafen hängend, waren alle Herzen froh, daß der Zufall diesen liebenswürdigen jungen Mann in das Schloß gebracht habe, durch welchen die bisherige Einförmigkeit zugleich eine angenehme Abwechslung erhielt. Er begleitete den Grafen auf die Jagd, unterhielt ihn Stundenlang im vertraulichen Gespräche, gab sich alle mögliche Mühe, die kleine Ferdinanda theils im Garten, theils auf seinem Schooße zu unterhalten, ordnete mit Bewilligung des Grafen kleine Feste, wobey die Dienerschaft immer reichliche Belohnung aus seinem Eignen ärndete, und wußte sich auch so in die Launen der Gräfin zu fügen, daß diese selbst endlich ihren geheimen Abscheu überwand, und froh war, daß der Zufall ihrem Gatten solch einen liebenswürdigen Gesellschafter gesandt habe.

Endlich behauptete das Frühjahr seine Rechte, der Winter entwich nach des Nordens eisigen Gefilden, und neubelebt erwachte die Natur, zu feyern die Segenspracht, mit welcher Gottes Hand sie ausge-

schmückt hat. — Der Graf hatte sein Testament gemacht, und dachte nun ernstlich auf seine Reise. Lorenzo blieb indessen als gebietthender Herr zurück, obwohl er sich selbst eine halb verfallene, tief im Gebirge liegende Ritterburg angekauft hatte, und mit der größten Anstrengung suchte, selbe wieder in bewohnbaren Stand umzustalten. Es war ein schauerlicher öder Ort, doch Lorenzo versicherte nicht einmal, daß die finsternen Gänge und Verließartigen Gewölbe einen eignen Reiz für ihn haben.

Die Anstalten zur Reise waren vollendet. — Graf Louis nahm herzlichen Abschied von seinem liebgewonnenen Neffen, und von einigen wohlbewaffneten Dienern begleitet, und mit den möglichsten Bequemlichkeiten versehen, rollte endlich mit der gräflichen Familie der Reisewagen von dannen. Die Witterung hatte sich gewaltig geändert, und schien das vergüten zu wollen, was der Winter zu streng und zu lange dauernd gewesen war. — Allenthalben hatte die Natur ihre Blumendurchwirkten Teppiche ausgebreitet — kühle Lüftchen milderten die Strahlenwirkung der Sonne, und wo die Reisenden in dem schönen Frankreich anlangten, entwickelten sich nur paradiesische Fluren ihren Blicken. — Jede Gegend, jeder Gegenstand enthüllte ihnen neue Freuden, und als sie endlich in Paris anlangten, da konnte die Gräfin den Glanz und die Pracht dieser

weltberühmten Hauptstadt nicht genug bewundern. — Der Graf scheute keine Kosten zur Unterhaltung, und vermöge seiner Würde hatte er auch Zutritt in den angesehensten Häusern, und so schwebten die Gräfin und Ferdinanda gleichsam in einem Meere von Wonne. Der Graf war glücklich in seinen Unternehmungen — Ferdinanda wurde vom Hofe als rechtmäßige Erbin und Besitzerin der Güter anerkannt und bestätigt, die kleine Familie glaubte nicht von dem schönen Paris sich trennen zu können, und erst, als der Herbst die Blätter gelblich zu färben begann, verließen sie die lebhafteste Residenz in der Welt, um sich nach Sicilien zu begeben. Hier erwarteten sie neue Freuden, das veränderte, freylich wärmere, doch so angenehme Klima — die ganz anders gesitteten Menschen, ihr Charakter, ihre Vergnügungen, alles machte heftigen und zugleich erfreulichen Eindruck auf die Gräfin, welche noch sehr wenig in der Welt herumgekommen war. Ein Schauspiel der Natur wirkte vorzüglich auf sie, ein, obwohl nicht allzuheftiger Ausbruch des Vesuv. — Hier konnte sie die Größe und Allmacht Gottes nicht genug bewundern, der mit der einen Hand Segen, Freude und Lebensgenuß so bewunderungswürdig spendet, und doch zugleich mit der Anderen in den furchtbarsten Evolutionen der Natur seine unbeschränkte, seine unerforschliche Macht beurfundet. Anfangs war die

Gräfin erschüttert durch dieses Naturereigniß, dann aber konnte sie nicht umhin, tief gerührt und anbetend den Schöpfer und Lenker der Welten zu danken, der selbst aus den gräßlichsten Ereignissen nur Segen für die Zukunft empor blühen läßt.

Auch hier war der Graf in seinen Geschäften nicht minder glücklich als in Paris — seine Bemühungen wegen Ferdinands Erbe wurden mit dem besten Erfolg gekrönt, und so wurden endlich die Anstalten zur Rückreise nach den heimischen Gegenden getroffen. Um mit der Reise zu Land nicht zu viele Zeit zu verlieren, wurde der kürzerer Weg zur See bis Genua beschlossen, um dann zu Land nach Savoyen zu gelangen. Abermals neue Schönheiten der Natur öffneten sich ihren Blicken. — Die reizend still wogende See, die vorüber fliegenden Landschaften, das majestätische Auftauchen der Sonne aus den gerötheten Fluthen, die gefiederten Luftbewohner, welche die hohen Segel umkreisten — alles, alles zeigte im glänzenden Lichte die Wunderherrlichkeit der schönen Natur, und stimmte das Herz zu den erhabensten Gefühlen. Doch plötzlich änderte sich die Scene — düstre Wölkchen schwebten im graulichten Lichte am Horizonte, der erfahrene Steuermann errieth mit verdüstertem Gesichte ihre Bedeutung, ohne sich gegen die Reisenden etwas merken zu lassen, der Kapitän ertheilte in abgebrochenen Worten seine Befehle, die

Strickleitern wurden zum Einziehen der Segel erklettert — es herrschte eine nicht gewöhnliche Thätigkeit auf dem Schiffe. Die Gräfin ahnete seltene Dinge, aber niemand befriedigte ihre Fragen, selbst der Graf der sehr wohl wußte, was da kommen würde, hütete sich weißlich, die geliebte Gattin zu ängstigen. Immer näher und näher zogen sich die Wolken zusammen — endlich verdüsterten sie sich und es ward dunkel — es ward Nacht. — Die See ging hoch schäumend, und mit aus dem Grunde ertönendem Gebrause schlugen die Wellen an das Schiff; jetzt nahen sich Windstöße, gleich dem Geheule der Wölfe in den düsteren Wäldern brausten sie näher, siedender Schaum überdeckte die gepeitschten Fluthen, Blitze kreuzten durch die Wetternacht vom Geprassel des Donners begleitet, der Sturm brach in seiner ganzen Riesengewalt los, und das Schiff wurde zum Spiele der tobenden Wellen. Keines der bleichen Gesichter war ohne Merkmale des Schreckens, unordentlich lief alles durcheinander, und nur die Einsicht des Kapitäns konnte die Kräfte und die Gemüther der Zagenden noch aufrecht erhalten, die Wogen schlugen über das Verdeck, Bogspriet und Besamsmast zertrümmerten: — Tonnen und Kisten wurden zur Erleichterung des Schiffes in das Meer geworfen, ein trauriges Vorbild für die Seefahrer, denen bald selbst dieses nasse Grab

nicht fern seyn dürfte. Der Graf selbst half thätig an der Pumpe, weil das Schiff einen Leck bekommen hatte, die Gräfin aber konnte mit der kleinen Ferdinand a in der Kajütte nur zu Gott ihre Zuflucht nehmen, und hingefunken auf ihre Knie, von dem allmächtigen Schöpfer Hülfe ersuchen. „Lenker der Welten, rief sie mit Thränenschweren Augen und gerungenen Händen, sende uns nur einen Blick deiner Erbarmung — o rette den Gatten, rette das Kind, und nimm mich zum Opfer für Alle. — Ach, wie mancher Familienvater kann nun, statt in die Arme der seinen, für welche er liebevoll zu sorgen hat, eine Beute des Todes werden, mit ihm wird dann das ganze Glück seiner Familie begraben. — Weiber sind auch auf dem Schiffe, vielleicht eine zärtliche Mutter, welche wegen Familienverhältnissen ihre Angehörigen verlassen mußte, und die nun schon sehnsuchtsvoll ihre Arme nach der wohlthätigen Pflegerin ausbreiten. — Herr, unser aller gütiger Vater, erbarme dich unser.“ — Ein heftiges Gepolter entstand nun auf dem Schiffe, denn abermals stürzte der Nebmast, vom Blitzstrahl zerschmettert nieder, und dieß erpreßte ihr einen lauten Schrei, sie riß konvulsivisch das Kind in ihre Arme, und sank betäubt zu Boden, nicht mehr hörend das laute Schluchzen der an ihrer Brust zitternd liegenden Ferdinand a.

Mit dem letzten Donnerstreiche schien auch das

Ungewitter seine Kraft verloren zu haben, noch ebnete sich das Meer nicht, und thürmte hoch seine schäumenden Wogen empor. Endlich theilte aber der Sturm die finsternen Wolkenmassen, welche gleich finsternen Geistern der Nacht entschwanden, und allmählig verkündete ein lichteres Blau den nahen Anblick der freundlichen Sonne — Heiterkeit mahlte sich auf allen Gesichtern, mit erneuerter Kraft und Thätigkeit eilte alles, da wo durch die Gewalt des Sturmes Gefahr drohte, vorzubeugen, und weiteres Unglück zu verhüten, und so kam endlich das beinahe zum Brack gewordene Fahrzeug in Korsika bei Porto Cavallo an, und dankend dem Himmel für die gelungene Rettung sanken die Reisenden auf ihre Knie, und freueten sich des ihnen wieder gegebenen Daseins.

Hier suchte der Graf sammt seiner Familie, sich von den erlittenen Beschwerlichkeiten zu erholen, die Gräfin schauderte vor dem Gedanken an eine neue Seereise, und der Graf willigte in ihre Bitte nach Capo Corso zu Lande zu reisen, dann sich nur auf dem kurzen Wege bis nach Livorno der See anzuvertrauen, und so endlich auf festem Grund und Boden der wirthlichen Heimath zuzueilen. — Wie oft ergreifen Menschen, in dem Wahne das zweckmäßigste Mittel zu wählen, gerade das, was ihnen am schädlichsten werden kann. — Die Gräfin fühlte sich durch die versprochene Land-

reise beruhigt, sie würde trostlos gewesen seyn, wenn sie hätte ahnden können, welch ein schrecklicher Schlag des Schicksals ihr dadurch bevorstehe.

Ohne weitere Gefährde waren sie bis Bigorra gekommen, und hatten nun eine beschwerliche Gebirgsreise vor sich, doch Muth und Entschlossenheit kann alle Gefahren überwinden, und von der Hoffnung gestärket, das theure Vaterland bald wieder zu sehen, betraten sie die gefährlichen Wege. Es war ein von himmelhohen Bergen umgebenes Thal, in welches die kleine Karavane nun einfuhr, — die schroffen Felsenmassen, dicht mit Bäumen ringsumher bewachsen, so daß kaum das Licht der Sonne durchblicken konnte, gaben dem Orte ein schauerliches unheimliches Ansehen; schweigend setzte man den Weg so schnell fort, als es der mit hohen Steinen bewachsene Boden zuließ. Plötzlich fiel ein Schuß, und eines der Wagenpferde stürzte zu Boden. Wir sind unter Räuber gerathen, rief der Graf, und griff nach den Pistolen, auch die beiden Jäger auf dem Rutschbocke thaten das nämliche, rechts und links aus dem Gebüsch erschollen gellende Pfiffe, und plötzlich stürzte von beyden Seiten eine furchtbare Räuberrotte hervor. — Die Gewehre knallten, die Kugeln zischten durch die Luft, der Graf war aus dem Wagen gesprungen, es kam zum Handgemenge, die Gräfin war nur halb mehr am Leben. — Plöz-

lich änderte sich die Scene, bewaffnete Reiter der nahe liegenden Truppen waren den Räubern auf die Spur gekommen, sie sprengten mit verhängten Zügeln heran, und hieben ein; aber gerade diese so nahe Hülfe mußte des Grafen Verderben bereiten; einer der Reiter brannte auf den Räuber der mit dem Grafen einen furchtbaren Kampf begonnen hatte, seine Pistole ab — eine Wendung der Kämpfenden geschah zu gleicher Zeit, und so fuhr die dem Räuber bestimmte Kugel durch des Grafen Brust. Die Gräfin sah ihn stürzen, und sank berußtlos im Wagen zurück. Wie sie sich wieder erholt, befand sie sich mit Ferdinanden auf grünenden Rasen, die Räuber waren theils getödtet, theils wurden sie gebunden bewacht — der Offizier der Truppe suchte ihr Trost einzusprechen. Ihre erste Frage war um den geliebten Gatten, aus dem Achselzucken des Offiziers konnte sie nichts Gutes ahnen. — Die Angst gab ihr neue Kräfte, sie eilte nach der Gegend, wo der Offizier hingedeutet hatte, — die Wunde des Grafen war bereits verbunden, aber sein Gesicht auch schon mit der bleichen Farbe des Todes umzogen — matt blickte er zu seiner Gattin empor — noch hatte er so viele Kraft, seine Hand nach Ferdinanden auszustrecken, er deutete auf die Brust, wo er in einem rothledernen Futterale die wichtigsten Urkunden verborgen hatte. — Die Gräfin verstand seinen Wink,

und nahm es zu sich, er drückte noch einmal sanft ihre Hand, und ein Strom Blutes quoll außs neue auß dem Munde, sein Haupt senkte sich seitwärts, und sein Auge verschloß sich auf immer. —

Euphemien's Schmerz bedarf keiner Schilderung; wer ein fühlendes Herz im Busen trägt, kann sich ihren Jammer denken, sie würde in Verzweiflung gerathen seyn, wenn nicht nach dem ersten Vorübergange des höchsten Schmerzens, die wahre reine Religion ihr ihren wohlthätigen Beystand geleistet hätte. Der Offizier mußte mit seiner Truppe und den gefangenen Räubern aufbrechen, er setzte sich zur Gräfin in den Wagen, wo dieser gebildete bejahrte Mann sie, so viel möglich, mit Trostgründen aufzuheitern suchte. — Die Leiche des Grafen wurde auf einer auß Baumästen zusammen geflochtenen Bahre von gefesselten Räubern getragen und so langten sie endlich in Bastia an, wo die Gräfin in dem Hause einer adelichen Dame Unterkunft fand, welche es sich zur heiligsten Pflicht machte, die gebeugte Frau und die arme Kleine sorgfältig zu pflegen. Der Leichnahm des Grafen war einem Arzte zur Einbalsamirung übergeben, um dann in einem kupfernen Sarge zur Beerdigung in der Familiengruft nach seinem Stammschlosse gebracht zu werden. Euphemia kannte nun keinen bessern Trost als jenen, der ihrer im Tempel Gottes im brünstigen Gebethe wartete —

hingefunken an den Stufen des Altars stellte sie dem ewigen unerforschlichen Lenker der menschlichen Schicksale, ihr und ihres Kindes Wohl anheim, zerfloß oft in bittere Thränen, kehrte aber doch immer wieder, durch den Trost der Religion gestärkt, in ihre Wohnung zurück.

Endlich nahte die Zeit zum Aufbruche, sie bestieg abermahls eine Galeere und langte ohne Gefährde mit der Leiche des einzig geliebten Gatten im heimathlichen Schlosse an, wo es ihr einziges und vorzüglichstes Geschäft war, dem Unvergesslichen ein prächtiges Grabmahl zu errichten. Dort weilte sie täglich Stundenlang, da gab sie ihrer Ferdinanda die weisesten Lehren für Religion und Tugend, von hier aus kehrte sie immer ruhiger und heiterer in ihre Gemächer zurück. Wo jedoch einmal im Herzen der Gram so tiefe Wurzel geschlagen hat, da nagt er auch gleich einem giftigen Wurme an den zartesten Lebensfäden, und fördert, obgleich langsam, aber doch mit jedem Schritte näher zum Tode. So geschah es auch hier, die Gräfin fühlte allmählich ihre Kräfte schwinden. — Lange verbarg sie dieses innere bittere Gefühl. — Doch entschloß sie sich endlich, alle ihre Dokumente einer ansehnlichen allgemein geschätzten Gerichtsperson zu übergben, in dem Testamente betreute sie ihre ganze Dienerschaft, und — schon am folgenden Tage fand man sie er-

starrt am Grabmahle ihres Gatten liegen, dessen Tod ihr das treue Herz gebrochen hatte.

### Sechstes Kapitel.

Der neue Vormund und die Gräuelthat.

Das Gericht trat ein, des Grafen Testament wurde eröffnet, es lautete dahin, daß nach seinem Tode die Gräfin und Lorenzo gemeinschaftlich Ferdinanda's Erziehung besorgen sollten, nach der Mutter Tod soll die Tochter unumschränkte Erbin seyn, nach deren Hinscheiden aber habe Lorenzo die gerechtesten Ansprüche auf das ganze Vermögen. Die Gräfin war nicht mehr, daher wurde Lorenzo von der Behörde zum gesetzmässigen Vormund ernannt. Nun bekam alles eine andere Gestalt. Lorenzo hatte von seinen Streifzügen ein beträchtliches Vermögen mitgebracht, an Abwechslung und Vergnügen gewohnt, wenn das Getümmel des Kampfes ihn nicht umgab, konnten nur schwelgerisches Geräusch und Festgelage ihn erheitern. — Nun beinahe unumschränkter Herr in einem großen Schlosse, eckelten ihn bald die altmodischen Verzierungen der Gemächer, seine Mündel selbst würde es ihm ja einmal Dank wissen, daß er ihrem Ahnenstize ein glänzendes Ansehen gegeben habe. — Arbeitsleute von allen Klassen wurden zusammen berufen, was

nur die damalige Mode Prachtvolles aufweisen konnte, wurde in den Gemächern angebracht, neue Ställe erbaut, frische Kofe und Hunde angeschafft, der Schloßgarten, die Reitbahne, alles gewann ein anderes reizendes Ansehen — zu diesen neuen Gestaltungen paßten auch die alten Diener nicht, sie waren im Testamente betreut worden, und konnten also ihr ferneres Fortkommen weiter suchen, das Schloß erhielt eine ganz neue Bevölkerung, denn leider behandeln so viele Reiche ihre Diener nicht anders, als der Zuckerbäcker bey Verfertigung des Punsch's seine Citrone, die, wenn ihr der letzte Saft ausgepreßt ist, in das Kehrlicht geworfen wird. — Nur der Knappe D'swald hatte sich die Gunst des neuen gebietenden Herrn zu erringen gewußt, und stand unter der neuen Dienerschaft im vorzüglichsten Ansehen. Ferdinanda wurde der Erziehung einer alten Matrone anvertraut, bis es Zeit seyn würde, sie zur weiteren Bildung in ein Stift zu geben; der neue Vormund bekümmerte sich um sie gar nicht mehr, er hatte bald eine Anzahl von Freunden um sich, nun waren Zechgelage, Tanzfeste und Jagden an der Tagesordnung, die Klagen aber daß die Kofe und Hunde der wilden Jäger die Saaten vernichteten, wurden gar nicht angehört. — So lebte Lorenzo im vollen Gause und Brause, so vergeudete er sein Geld mit vollen Händen, sich um die Zukunft wenig be-

kümmern, bis endlich die reichliche Quelle zu versteinern begann, und der bevorstehende Mangel ihn aus seinem Taumel riß.

Das eigene Vermögen war verpraßt, sich einzuschränken, war er nicht gewohnt, und seine Gesellschaften vermindern, würde ihn nur der Schande und dem Gespötte Preis gegeben haben. — Düstern Sinnes schlich er, wenn er allein war, in den Gemächern umher, sann und sann, und glich dem Schiffbrüchigen, der kein Mittel vor sich sieht den tobenden Wellen entrinnen zu können. In solch einer düsteren Stimmung saß er einst einsam in seinem Gemache, als der Knappe Oswald herein trat, und ihm ein Schreiben überbrachte; es war von der obersten Gerichtsbehörde, in welchem er unter Androhung, die Vormundschaft zu verlieren ermahnt wurde, binnen vier Wochen seine Rechnungen zu legen, und sich über die Verwendung der Gelder seiner Mündel auszuweisen. Lorenzo saß wie versteinert über dem ihm mit Drohung gegebenen Termin, denn er hatte bereits namhafte Summen unterschlagen, und sah keinen Ausweg, sich helfen zu können. — Es ward Nacht in seinem Geiste, doch plötzlich durchzuckte gleich dem Blitze ein Höllengedanke seine Seele. „Lieber Oswald, sprach er, du weißt, wie sehr ich dir zugethan bin, und dich vor allen meinen Dienern auszeichne, und doch scheinst du zu-

rückhaltend gegen mich zu seyn; seit geraumer Zeit bist du nicht mehr so gesellig, nicht so heiter wie sonst, du weißt ich helfe gerne, wo ich helfen kann, entdecke mir daher ohne Scheu, was dich so mißmuthig machen konnte.“

„Ja wohl mißmuthig, es ist ein tiefer Gram der an meinem Herzen nagt, entgegnete Oswald tief seufzend, helfen kann mir wohl niemand, doch Mittheilung ist süßer Trost. — Ich liebe ein Mädchen, aber sie kann nie die Meine werden, denn nur dem wird von den Ältern ihre Hand gegeben, der ihr ein Rittergut zubringt.“ — „Dann bedaure ich dich, dieß scheint vor der Hand freilich nicht möglich zu seyn, aber kommt Zeit, kommt Rath; wer weiß, ob du dir solch ein Eigenthum nicht noch verdienen könntest.“ „Um alles in der Welt, gnädiger Herr, wie wäre das möglich?“ — „Großer Gewinn erfordert große Opfer — es wäre freylich schön, wenn du in einer stattlichen Burg mit deinem Liebchen hausen könntest; je nun sieh, ich glaube um etwas Außerordentliches zu erreichen, sollte auch manches nicht beachtet werden, das uns gewagt oder verbrecherisch scheint. — Sieh, Oswald, Vertrauen gegen Vertrauen, wir bedürfen Einer des Andern Hülfe; diese Ferdinanda, dieses ungezogene Kind ist mir längst schon ein Dorn im Auge — was liegt an einem solchen Geschöpfe, das ganz verzärtelt, nie

Andere glücklich machen wird — wären die Güter mein, wie viele hunderte könnten glücklich durch mich werden.“ „Das ist wohl wahr, denn Ihr seyd ein gar guter Herr.“ — „Und du würdest von mir statt einem, zwey Ritterschlößer erhalten.“ „Was soll ich thun? spricht! doch ich verstehe euch, für euch und mich muß dieser Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt werden — aber wie? — öffentliche Gewalt ist hier nicht anwendbar — das Gericht“ — „Dem muß vorgebeugt werden; — du sagtest mir schon oft von dem alten Eremiten Benjamin, der eine außerordentliche Kräuterkennniß haben soll.“ „Ich verstehe Herr, versuchen will ich es wohl, doch der Alte ist schlau, und könnte leicht Verdacht schöpfen. — Aber laßt nur mich machen, ich werde mir die Sache überlegen.“ „Glaubst du mich zu täuschen, da irrest du, du wirst hier auf dieses Schwert einen körperlichen Eid der Verschwiegenheit schwören, bindend auf dein ganzes Leben, und glaube mir auch in einem entfernten Welttheile wird dich das Racheschwert meiner Verbündeten erreichen.“ Ds-  
wald schwur, und der Bund der Hölle war geschlossen. Zwar schauderte der Bube manchmahl im Innersten zusammen, aber der Gedanke an die glänzende Zukunft und an die Erreichung aller seiner Wünsche unterdrückte die innere Stimme des Gewissens, und immer mehr und mehr beschloß er die fre-

velhafte That. So vermag oft ein eingebildetes Glück den Menschen zum Verbrecher zu machen, welcher nicht fest an den Grundsätzen der Religion haftet. Vor dem ersten, auch noch so kleinem unrechten Schritte soll jeder Mensch sich sorgfältig verwahren, denn ist dieser einmal gethan, so schlägt in seinem Herzen der Keim der Giftpflanze empor, gedeiht immer größer und größer, bis er zuletzt dem, in dessen Brust er gedieh, das Gift der Verzweiflung beybringt, und ihn tödtet.

Dswald machte sich nun sehr viel mit der kleinen Ferdinanda zu schaffen, er wußte sie durch seine Liebkosungen bald ganz an sich zu ziehen, und auch die alte Wärterin war dem jungen Manne gut, der sich so liebevoll mit dem Kinde abgab. Stundenlang sprang er mit der Kleinen im Garten herum, machte ihr mancherley Geschenke, und führte sie oft durch die nahen Fluren spazieren, wo er sie mit kindischen Märchen zu unterhalten wußte. So wie Dswald, sucht auch die Schlange durch ihr schönes Farbenspiel zu glänzen, und schleicht immer langsam näher, bis sie das von ihr auersehene Opfer erhaschen kann. Für Lorenzos Ungeduld währte dieses Spiel zu lange, er drang heftig in Dswald, sein geleistetes Versprechen zu vollführen — denn ihn drängten Zeit und Gläubiger. „Nur gemacht, antwortete ihm Dswald, oder glaubt ihr, daß es mir

angenehm ist, mich mit dem Kinde herum zu balgen — morgen ist der entscheidende Tag, eine Stunde von hier, wo der Waldstrom sich brausend über gigantische Felsenmassen stürzet, endet Ferdinand a ihr unnöthiges Daseyn.“ „Wie willst du das beginnen, sie kränkelt bereits, hast du von dem Eremiten?“ „Nichts erhalten, dieser schlaue Fuchs ist nicht so leicht zu täuschen, und es ist besser, wenn man ohne Zeugen handelt. — Wer das Unglück hat, von dem hervorragenden hohen Felsen in den Strom hinabzustürzen, der ist unwiderbringlich verloren, denn die Gewalt des Wassers reißt ihn mit fort in den Strudel, aus dem noch keiner mehr lebend zurückgekehrt ist.“ „Ich verstehe dich, dein Plan wäre gut, ja, er wäre sogar vortrefflich, aber wie kann ich mich der Leiche wegen, gegen die Behörden ausweisen? Auf mir darf kein Verdacht ruhen.“ „Auch dafür ist gesorgt. Ihr wißt, nicht unfern vom Wassersturze das kleine Kapellchen? Dort wurde gestern unsers frommen Hausvogtes Töchterchen begraben, mit Ferdinand in gleichem Alter — sie mag ihre Stelle vertreten, ich nehme der Kleinen Kleider mit, das Gesicht ist leicht unkenntlich gemacht, es kann sich ja an den Felsenrisen der ganze Kopf zerschellt haben. — Die Leiche wird sogleich beerdigt, wovon das ganze Burggesinde Augenzeuge ist, und wer kann euch dann etwas anhaben?“ Lorenzo schüttelte den

Kopf, der Schritt schien ihm zu gewagt, doch es blieb ihm keine Wahl mehr übrig, und er hieß endlich Dswalds Vorschlag gut.

Schon die Nacht vorher war Ferdinandens Wärterin krank geworden, und war am andern Tag noch weit schlimmer; sie freuete sich also sehr, als Dswald sich antrug, das Fräulein etwas mit sich in die freie Luft zu führen. Fröhlich hüpfte die Kleine an seiner Hand durch die blumige Flur nach dem nahen Walde. Dswald war noch nie so freundlich mit ihr gewesen, er pflückte ihr die schönsten Blumen, sang lustige Weisen, welche sie gerne hörte, und so gelangten sie endlich zur kleinen Kapelle. Hier wurde aber Ferdinand plötzlich ernst; sie erinnerte sich an den Tod ihrer Mutter, riß sich mit Gewalt von Dswalds Hand los, und eilte an die heilige Stätte, wo sie an ihrer Mutter Seite so oft deren andächtigen Beispiele gefolgt hatte. Hier sank sie auf die Knie, hob ihre Hände empor und bethete mit all der herzlichsten Andacht, welcher sie in ihren Jahren fähig seyn konnte. — O du mein lieber Gott, sprach sie, du hast mir meine lieben Ältern früh genommen, sie waren so gut und fromm, sie werden gewiß Engel in deinem lieben Himmel seyn — sende sie mir als Schutzgeister, welche meine Schritte so bewachen, daß ich nie von meiner Frömmigkeit abweiche, und mich immer deiner Gnade und Erbarmung würdiger mache. —

Wenn Unglück oder Gefahr mir drohen sollte, so sey mir immer ein barmherziger Vater, und lasse mich nicht, wie meine liebe Mutter oft sagte, zu Schanden werden vor der Macht der Bosheit. — O du guter lieber Gott, ich bin noch ein schwaches Kind, darum höre nicht meine Worte, sondern senke deinen gütigen Blick in mein frommes Herz, und nimm mich auf in deine unendliche Barmherzigkeit.“

Endlich unterbrach sie Oswald, und ermahnte sie, ihm in die schöne Gegend zu folgen, allein Ferdinanda war verstimmt, es war nicht anders als ob eine bange Ahnung sie durchbebte. — An Oswalds Seite ging sie schweigend durch die lieblich duftenden Gebüsche dem Wasserfalle zu. Oswald machte sie auf das mahlerische Spiel der brausenden Fluthen aufmerksam, und während sie hinablickte, rief er: hinab mit dir du ungebetener Erbe, ergriff sie mit starker Hand, und schleuderte sie in den Abgrund. — Die brausenden Wogen rissen sie mit sich fort, nichts mehr war von ihr zu sehen. Geschehen war die verruchte That, und in dem nämlichen Augenblicke ergriff, so wie der Tiger seine Klauen in die Brust des ersehnenen Opfers schlägt, die Hand des rächenden Gewissens seine Brust, er wollte seine Hände gegen Himmel falten, und stürzte hart am Abgrunde bewusstlos zu Boden.

Oft straft durch Gottes Vorsehung ein Böse-

wicht den Andern, und das Laster findet seinen Nächster in seinen eigenen Bundesgenossen; denn wer einmahl die Bahne der Tugend verläßt, schreitet im Laster immer vorwärts. — Nächstenliebe und Freundespflicht werden ihm fremd, und bald ist ihm nichts mehr furchtbar, wenn es ihm nur zu seinem Zwecke dient. Lorenzo, den Verheißungen Dswalds mißtrauend, war ihm nachgeschlichen, an einer bequemen Stelle tief im Gebüsche verborgen, konnte er jede seiner Bewegungen belauschen. — Er sah die That gelingen, er bemerkte aber auch Dswalds plötzliche Reue, und ihm bangte vor der Zukunft. — Wie ein Blitzstrahl fuhr der Gedanke durch seine schwarze Seele, Dswald könnte an ihm zum Verräther werden. — Niemand hatte diese That belauscht, kein Zeuge konnte gegen ihn auftreten, wenn einmahl dieser Mitwiffer und Helfershelfer aus dem Wege geräumt sey. Nur noch einige Augenblicke Überlegung, und rasch stürzte er hervor, stieß dem noch betäubten Dswald von rückwärts den Dolch in den Leib, und schleuderte ihn unter Anstrengung aller seiner Kräfte in den Abgrund hinab. — Nun war alles gethan, und es hielt ihn nichts zurück, das reiche Erbe mit voller Sicherheit anzutreten.

Er eilte fort, doch plötzlich, als er beinahe schon halben Weges war, hielt er inne; es

war ja noch eine Arbeit unvollendet, die Leiche der falschen Ferdinanda mußte nach dem Schlosse geschafft werden; schnell kehrte er wieder zurück, kalter Schauer besiel ihn, als er den unheimlichen Ort wieder betrat — rasch schritt er daher ans Werk; er mußte aus Oswalds Entdeckung genau den Ort, wo das Kind des Bogtes begraben worden war, und wo dieser Ferdinands Kleider und die Grabwerkzeuge verborgen hatte. — Schnell war die Arbeit vollendet, und unter seinem Mantel trug Lorenzo die Leiche zur Burg. — Es war schon Abend geworden, als er dort anlangte, denn eine ihm unerklärbare Mattigkeit hatte ihn befallen, und er mußte oft unterwegs im Grase ausruhen. Es war nicht anders, als ob Bley in seine Adern gegossen wäre, ja sein Herz schien manchemahl zu erstarren; dieß waren die Vorbothen des erwachenden Gewissens, denn das peinigende Gefühl des mit dem Körper streng verbundenen Geistes wirkte gleich heftig auf die Kräfte des Letztern. — Endlich langte er im Schlosse an, durch Nebenwege kam er ungesehen in sein Gemach — hier besah er die Leiche noch einmahl. — Das Gesicht derselben hatte er so entstellt, daß man es nicht mehr erkennen konnte. Nun rief er die ihm ergebene Dienerschaft zusammen. — Die Bleiche seines Gesichtes schien die Wahrheit zu bestätigen, das Schloß wurde mit Lärm über den

Tod des Erbfräuleins erfüllt, und auch hier schien ihn noch der Zufall zu begünstigen, denn Ferdinands Erzieherin war kurz vorher verschieden. Noch in der nämlichen Nacht wurde die Leiche des vermeinten Fräuleins in der Familiengruft beigesezt.

### Siebentes Kapitel.

#### Die Folgen des Lasters.

Die Gerichtsbehörde wurde in die nöthige Kenntniß gesezt. Gegenbeweise waren keine vorhanden, das Erbe wurde Lorenzo gesezmäsig eingewantwortet. Er war nun unumschränkter Gebiether und konnte die Früchte seiner Gräuelthat genießen. Anfangs verstrich ihm die Zeit in Sauf und Braus, er vermied sorgfältig die Einsamkeit, denn das Gewissen regte sich immer; im lärmenden Gelage suchte er die bis jezt noch leisen Anklänge desselben zu übertäuben. Allmählich wurden ihm auch die Ausschweifungen seiner Zechgesellen zum Ekel, er hatte bey manchem Gutßbesizer in der Nachbarschaft, wo er öfters einsprach, gesehen, welche Freuden die häußliche Eintracht gewähre. Ein trautes Weib an der Seite, sprach er zu sich selbst, kann mich nicht nur dem bisherigen wüstem Lammel entreißen, sondern die Allgewalt der Liebe wird auch meinen inneren Mißmuth verschrecken, oder wenigstens übertäuben. Er sah sich

deßhalb bey den Töchtern des Landes um, und leider für die Ärmste, welche am Altar unwissend seine mit Blut übertünchte Hand umfassen sollte, fand er eines der liebenswürdigsten und besten Mädchen. Er hielt um ihre Hand an, wie hätte diese von den Ältern dem hochgeachteten Manne versagt werden können. Lorenzo war ein schöner stattlicher Mann, niemand wußte von dem giftigen Wurme der in seinem Herzen tief verborgen lag, und Kunigunde gab sich ihm mit ganzer Seele hin. — Die Vermählung wurde vollzogen. — Kunigunde lebte glücklich in ihrer Täuschung, und Lorenzo wußte hundert Gelegenheiten, die Stimme des Gewissens zu übertäuben. — Mehrere Jahre strichen dahin, er erfreute sich zweyer hoffnungsvoller Knaben und eines blühenden Mädchens. — Mit ganzer Seele hing er an den lieben Kleinen, er kannte keine größere Freude, als an ihrer und der Mutter Seite zu verweilen. Begraben schienen seine vorigen ängstigen Gefühle. — Sanftmuth und Menschenliebe kehrten in sein Herz zurück, und selbst die Unterthanen freueten sich wieder ihres gebesserten Herrn — Aber so mußte es kommen, sanfte Gefühle mußten in dem der Strafe anheimgefallenen Herzen erwachen, damit er dann um so tiefer den Verlust dessen empfinden könne, was er ruchlos Andern geraubt hatte.

Eine böse Seuche begann durch das Land zu

wüthten. Lorenzos Herz war wie von einer bleiernen Hand zusammengepreßt, wenn er dachte daß auch über sein Haus der Arm des Würgengels sich erstrecken, und auch nur ein theures Haupt aus dem Kreise seiner Lieben entrücken könne. — Seine bange Ahnung ging vollwichtig in Erfüllung. Sein Erstgeborner, der Liebling, erkrankte, sein Herz erbebte wenn er den leidenden Knaben ansah, er war in Verzweiflung, als dessen Leiche in die Gruft gesenkt wurde; auch sein zweyter Sohn, nun seine Hoffnung zur künftigen Erhaltung des Stammhauses, kränkelte immer stärker und wurde bald seinem Bruder beygefellt. — Das Mädchen allein hatte die verheerende Seuche verschont, sie wuchs lieblich heran, so wie die Mutter, zu sehr von dem Tode der beyden Söhne angegriffen, sichtbar dahin welkte.

Nun traf ihn die Rächerhand des Herrn, das Mädchen lustwandelte im Garten, es gehorchte den Warnungen der Wärterin nicht, bestieg den Steinrand des großen Bassins, verlor das Gleichgewicht und ertrank ehe es möglich war ihr Hülf zu leisten, und dieß geschah gerade an dem Tage, als Ferdinanda in den Abgrund gestürzt wurde. Dieser Schlag wirkte zu sehr auf Kunigundens Seele und Körper, ihre schon lange entschwundenen Kräfte konnten die Last des Kummers nicht mehr ertragen, die Ärmste bestieg das Krankenlager um von

diesem an die Seite ihrer Lieben Verbliebenen gebracht zu werden.

Ein Kranz von Blumen der Freude hatte um Lorenzo geblüht, in überschwenglicher Fülle und rosigter Zartheit hatten sich ihm die reizenden Knospen entfaltet, aber sie hatten sich schnell in Todtenkränze verwandelt, und Verzweiflung ergriff den so schnell Wittin- und Kinderlos gewordenen Mann; bald schlich er düster und einsam gleich einem Gespenste umher, bald wüthete und tobte er gegen alle, die ihn umgaben und am meisten gegen sich selbst, denn nicht nur vor dem Spiegel seiner Phantasie, sondern noch mehr in dem Innersten seines Herzens mahlte ihm die rächende Hand des Gewissens seine begangene Gräueltthat vor. Er fand nirgend mehr Rast noch Ruhe. — Nur im Schlachtgetümmel, flüsterte ihm eine innere Stimme zu, kannst du deinen inneren Gram übertäuben. — Er folgte diesem Rufe. — Venedig war im heftigen Kriege mit den Feinden des Glaubens verflochten, dorthin suchte er in seiner Angst zu entfliehen, er kaufte und bemannte eine eigene Galeere, die Kühnsten, die Verwegensten suchte er unter seine Fahne zu bringen. — Als ehemaliger erfahrner Seeräuber wählte er nur Leute, welche um der strafenden Gerechtigkeit zu entgehen, nun unter der Ägide, für den Glauben zu kämpfen, noch Zuflucht finden konnten, und dem Tode kühn

frevelnd ins Auge traten. — Dreyhundert solcher Tigerartiger Menschen, hatte er unter seine Fahne gebracht, der reiche Befehlshaber kleidete sie alle gleich, mit schwarzen Panzern und Helmen, blutrothen Waffenröcken, Federn und Feldbinden, auf dem Schilde eine Hyäne gemahlen, denn blutig und grausam sollte ihr künftiges Handwerk seyn.

Die Venezianer und ihre Bundesgenossen hatten sich mit Macht zum Kampfe gerüstet, die Geschwader liefen aus mehreren Häfen in die hohe See, und vereinigten sich zur blutigen Arbeit. Nicht lange verweilte die türkische Flotte, es kam zu einem mörderischen Treffen; wo die Gefahr am größten war, wo es ein kühnes Unternehmen galt, da stand Lorenzo's Galeere an der Spitze, er und die Seinen glichen dem Wetterstrahle, der nur Verderben um sich her verbreitet. — Die Osmanischen Galeeren entflohen, die Sieger kehrten nach Venedig zurück, und wurden mit Lorbern bekränzet. — Lorenzo steuerte nun mit seiner gefürchteten Schaar nach der hart bedrängten Insel Cypren. — Er war ein willkommener Bundesgenosse der Kreuzritter; ein Schrecken der Feinde, welche sich anschickten, Famagusta zu belagern. — Hier die Reihe der kühnen Thaten zu erzählen, gestattet der Zweck unserer Geschichte nicht. Lorenzo war durch seine beinahe unglaublichen Thaten die Bewunderung seiner Kampf-

genossen, und der Schrecken der Feinde geworden — aber auch hier traf ihn gewaltig die Hand des Herrn. Bey einem Ausfalle stürzte er, von einem Kolbenschlag betäubt zu Boden, die kühnen Bertheidiger der Stadt wurden zurückgetrieben, und er zum Gefangenen gemacht. Vergebens bot der Orden, mit dem Reichthume und der Macht Lorenzo's wohlbekannt, die größten Summen zu seiner Befreyung, es war ein Jubelfest bey den Türken, diesen gefährlichen Feind in ihrer Gewalt zu haben; seine Wunde wurde gepflegt, und er dann dem Sultane nach Konstantinopel zur ferneren Entscheidung seines Schicksales übersendet. — Zur härtesten Sclaverey ward er verdammt, kein Thier konnte die Lasten und Züchtigungen ertragen, mit denen er täglich gemartert wurde, und so schmachtete er durch zehn volle Jahre eines der elendesten Daseyn dahin, bis endlich die Venezianer einen dauerhaften Frieden mit der Pforte schloßen, wo auch Lorenzo's Befreyung mit einbedungen ward. — Er war nicht mehr zu erkennen. — Ein Skelet statt dem riesenmäßigen Wuchse, zu Boden gebeugt, kein Feuerblick mehr in dem ehemals flammenden Auge, ohne Kraft, ohne Muth, kehrte er mit dem durch Peitschenhiebe mürbem Körper nach Neapel zurück, bezog dort einen seiner Landsitze, denn um nichts hätte er es mehr über sich bringen können, jenen Ort zu betreten, wo er und

der Tod schuldlose Opfer gewürgt hatten, deren Andenken selbst die erlittenen Drangsalen nicht verwischen konnten; seine Gesundheit kehrte wieder zurück der vorige Glanz umgab ihn, aber schwarze Nacht umschloß seine Seele.

## Achtes Kapitel.

### Gelungene Rettung.

Mit ruchloser Hand hatte Oswald die arme Ferdinanda in die Fluthen gestürzt, welche ober ihr zusammen schlugen, und sie mit unwiderstehlicher Gewalt mit sich fortrissen. Aber von dem Allgütigen, der die Unschuld nie verläßt, war es anders beschlossen; sein allumfassender Segensblick hatte sich der unglücklichen Waise erbarmt, und ihr einen rettenden Engel gesandt. Der alte Klausner hatte schon lange Ursache, den ihm verdächtigen Knappen Oswald im Auge zu behalten, denn er sah ein, daß das arme Fräulein unter diesem Bösewichte in der größten Gefahr schwebte, und bemühte sich so viel möglich alle seine Handlungen genau zu beobachten. Eben weilte er am Wasserrande hinter Gesträuche verborgen, wo er heilsame Kräuter suchte; da hörte er einen lauten gellenden Schrey, und einen Sturz ins Wasser; er lief den schmalen Pfad abwärts, und sah das zarte Fräulein von den Fluthen fortgetrie-

ben. — Sie hatte durch Gottes Fügung, denn mit Bewußtseyn war es durchaus nicht möglich, einen starken von dem Wasser herabgeschwemmten Baumast, mit ihren zarten Händen umklammert, der Wasserfall trieb diesen dem Ufer nah, und der Eremit bemühte sich, mit seinem vorwärts krumm gebogenen Knottenstock den Ast an sich zu ziehen; um dieß zu erreichen, wagte er sich bis auf den halben Körper ins Wasser, erhaschte des Fräuleins Hand, und so gelang es ihm, die Bewußtlose, welche nur mehr aus Instinkt den Ast fest umklammert hielt, ans Ufer zu bringen. — Sie schien zwar vom Wassertode gerettet, doch war kein Lebenszeichen an ihr zu entdecken, es war daher Eile äusserst nöthig; Vater Benjamin bedeckte sie mit dem Mantel seiner Eremitenkleidung, und trug sie so schnell als möglich in seine Klausur; dort wendete er alle Mittel an, welche ihm seine Kräuterkunde gestattete, und es gelang ihm endlich die Unglückliche wieder ins Leben zu bringen. — Allmählig erholte sich Ferdinanda, aber ihr Geist konnte seine vorige Kraft nicht wieder erlangen. Alle Erinnerung an die Vergangenheit war von der Tafel ihres Gedächtnisses verwischt, sie faßte des Klausners Worte, sie war folgsam und gelehrig, aber in ihrem Geiste lag über die früheren Schicksale dunkle Nacht verbreitet. — „Wohl dir, mein Kind, sprach der Klausner oft zu sich selbst,

wenn sie ruhig schlummerte, daß es durch Gottes weise Fügung so gekommen ist. — Geraubt ist dir durch Mörderhand dein Erbe, und alles was deine Geburt dir einst Großes bot, wie schmerzhaft würde dir vielleicht der Verlust dieser Herrlichkeiten seyn, allein dein nun mit Vergessenheit belegter Geist fühlt das Entbehrte nicht, und du gehst gleichsam zu einem neuen, deinem Schicksal angemessenem Leben über. — Du weißt nicht was du verloren hast, und was du nie mehr erhalten könntest, darum möge Gott ferner in seiner unendlichen Barmherzigkeit deine Schritte auf jener Bahne bewachen, welche dir seine unergründliche Weisheit vorgezeichnet hat. — Ich will thätig Hand an deine weitere Ausbildung anlegen, und wenn du fromm und tugendhaft bleibst, so wird vielleicht ein größeres Lebensglück deiner harren, als wenn du im Purpurkleide rauschend, die prunkvoll verzierten, und so oft mit gefühllosen Herzen, durchwanderten Marmorsäle der Großen zu deinem Wohnorte hättest.

Vater Benjamin gab sich nun alle Mühe, die kleine Ferdinanda so viel ihm nur immer möglich auszubilden, er brachte ihr die reinsten Begriffe von Religion und Tugend bey, welche sie sich tief zu Herzen nahm, da er aber wohl einsah daß er der Bildung eines Mädchens nicht gewachsen sey, so beschloß er mit ihr nach der nächsten Stadt zu gehen,

in welcher er die Freundschaft der Abtiffin eines Frauenklosters genoß. — Dorthin brachte er das Fräulein. Ihre holde Gestalt gewann bey'm ersten Anblicke die Herzen der Nonnen, und so wurde sie dann mit Freuden aufgenommen. Doch der Sturz in die Tiefe hatte so sehr auf Ferdinands Gehirnnerven gewirkt, wodurch ihr alle Erinnerungskraft so sehr entschwunden war, daß sie sich nicht einmal mehr ihres Namens erinnern konnte. — Der Eremit hatte, um sie vor allen Nachstellungen zu sichern, ihr den Namen Klara gegeben, und auch wir wollen diesen Namen in der weiteren Erzählung beybehalten.

Sie war ganz glücklich im Kloster, die fromme Abtiffin wandte alle mögliche Sorgfalt in ihrer Erziehung an, die guten Nonnen nannten sie ihre kleine Freundin, und wetteiferten, ihr theils unschuldige Vergnügen zu machen, theils sie in verschiedenen weiblichen Arbeiten zu unterrichten. Klara war eben so folgsam als gelehrig, alles was ihr beygebracht wurde, behielt sie im Gedächtniß, nur die früheren Ereignisse waren für sie erloschen. — So strichen Jahre dahin, Klara war zur blühenden Jungfrau herangewachsen, sie war ganz für das Klosterleben gebildet, und nicht abgeneigt, den Wunsch der Abtiffin, den Schleyer zu nehmen, zu erfüllen.

Ein Umstand trat als Hinderniß ein, der freylich schon lange voraus zu sehen war. Die Abtiffin,

war eine andächtige gute Frau, aber so wie kein Mensch ohne Fehler ist, hatte auch sie ihre Eigenheiten, sie konnte es nicht über sich bringen, Geld zum Klosterbaue aus der Stiftkasse zu nehmen, obschon dieser Bau unaufschiebbar war, denn der Kirche und dem Kloster drohte schon langeher der Einsturz; die dringendsten Vorstellungen wurden von Seite der Regierung gemacht, aber sie ließ sich nicht bewegen. — Ich bin schon sehr alt, sprach sie immer, mag meine Nachfolgerinn schalten und walten, wie sie will, man soll mir nicht nachsagen, daß ich verschwenderisch umgegangen sey, denn zum neuen Bau müßte sogar das Stammvermögen angegriffen werden, und dazu werde ich mich nie entschließen; daß aber damit auch die größte Lebensgefahr verbunden war, das berechnete sie nicht.

Plötzlich in einer mit schwarzen Wolken umlagerten Nacht, wo der heftigste Sturm die Mauern durchzuckte und erschütterte, schreckte ein Donnerähnliches Getöse, und das heftigste Erbeben die Nonnen aus dem Schlafe auf. — Bestürzt und verwirrt eilte alles durch einander, man drängte sich im Sprachsaale zusammen, auch die Abtissinn erschien. — Die Kirche war eingestürzt, durch Gottes Vorsehung geschah dieß in der Nacht, wo die Bethenden nicht versammelt waren, es konnte also niemand beschädiget werden. Augenblicklich war der

Stadtvogt bey der Hand, und man hatte Ursache, auch für das mit der Kirche eng verbundene Klostergebäude zu bangen. Sogleich waren die vermöglichen Leute zum Beystande bereitet. Ein in der Stadt befindliches Gebäude, welches öfters zu Magazinen verwendet wurde, war bis zur weiteren Verfügung zum Aufenthalt der Nonnen bestimmt. — Schnell mußte jede, das was ihr am nothwendigsten war, zusammen raffen, und der ganze Zug wanderte nach dem neuen Asyle, welches mit Wachen besetzt wurde. Was noch an Geräthschaften übrig war, mußte am folgenden Tage nachgebracht werden. Nun trat die oberste Behörde in das Mittel, Kloster und Kirche mußten vom Grund aus neu aufgebaut werden. — Die Rechnungen wurden durchsucht, die Baarschaft schon reichte hin, den Bau zu decken, einen strengen Verweiß erhielt die Abtiffin, und da die Nonnen in dem Gebäude, wegen Mangel an Gottesdienst und vielen andern Dingen nicht bleiben konnten, so wurde ihnen der Aufenthalt in einer zur Stiftung gehörigen Filiale angewiesen, welches mehrere Meilen von der Stadt, in einem großen Walde lag, und wohin sie in bedeckten Wägen gebracht wurden.

Mehrere Monden waren seit diesem Ereignisse verstrichen, die Herzen der Nonnen waren beruhigter, und die Abtiffin selbst schob Klarens Ein-

kleidung bis zu jener Feyerlichkeit auf, wenn die neu hergestellte Kirche eingeweiht werden sollte.

Das Schicksal schien aber diese fromme Versammlung zu noch mehrerem Unglücke bestimmt zu haben. Unsicher war die Waldung in welcher das kleine Gebäude sich befand. Eine berüchtigte Räuberbande unter der Anführung eines Negers, allgemein der schwarze Kopf genannt, der sich zu der erhabenen Stelle eines Hauptmanns über Räuber und Mörder emporgeschwungen hatte, verübte bald da bald dort die größten Gräueltthaten; die guten Nonnen befürchteten nichts, denn fromm und schuldlos, wie sie waren, glaubten sie, wären auch andere Menschen; allein der schwarze Kopf hatte sich einen ganz andern Plan ausgedacht; er wußte, daß bey ihnen bedeutende Schätze aufbewahrt wurden, und da dem vollendeten Bösewichte nichts mehr heilig war, so lüstete ihn auch nach diesen Schätzen. Mit offner Gewalt konnte er es nicht wagen, etwas gegen sie zu unternehmen, denn er wußte nur zu gut, daß ihm mehrere Ritter mit ihren Knechten auf der Spur waren, um endlich einmahl diese Unholde auszurotten. Er hatte daher bereits den Plan entworfen, andere Gebirgsgegenden aufzusuchen, nur dieser reichen Beute wollte er sich vorher noch bemächtigen. Es war eine finstere Nacht, Sturmwolken hatten die bleiche Mondenkugel und die goldnen Sterne

umzogen, der immer stärker sich erhebende Wind brauste gleich der Meeres-Brandung durch die Wipfeln der Bäume, und nur zuweilen unterbrach ihn das gräßliche Geheul der Uhuß, und anderer schauerlicher Nachtvögel.

Jeder Mensch, den nicht die äußerste Nothwendigkeit zwang im Freyen zu wandeln, war froh unter schirmenden Mauern der süßen Ruhe zu pflügen. — Im ganzen Kloster hatte der Schlaf seinen Wohnträuflendenzittig ausgebreitet. — Todtenstille herrschte ringsumher, nur in Klara's Augen kam kein Schlaf; eine ihr unerklärbare Bangigkeit hatte sich ihres Herzens bemächtigt, sie hatte sich, noch ganz angekleidet auf das Bett gelegt, aber vergebens, sie blieb wach, wie am Tage; sie stand daher wieder auf ging unruhig in ihrem Zimmer auf und ab, und warf sich endlich vor dem Bilde des Heilandes auf die Kniee, wo sie im frommen Gebethe um Beruhigung ihres gepreßten Herzens, um Segen für die Zukunft, auf dem für sie mit Dunkelheit bedeckten Lebenspfade bat. Plötzlich drang eine ungewohnte Lichte in ihr Zimmer — sie fuhr erschrocken empor, eilte zum Fenster, und schon schlug aus mehreren Dachfenstern die gierige Flamme heraus. Mit einem lauten Angstrufe stürzte sie aus dem Zimmer, sie eilte durch die schallenden Gänge, ihr Geschrei weckte alles vom Schlafe auf, und schon hatte der nächtliche Himmel

sich mit schauerlicher Bluth gefärbt, denn von allen Seiten brachen jetzt die Flammen hervor. — Wüthende Schläge geschahen jetzt an das Thor. Es sprang endlich auf, und fremde Männer stürmten herein, und bothen sich als Nachbarn zum Beystand an. — Aber es waren die Räuber, sie ergriffen die Abtiffin, und drohten sie zu morden, wenn sie ihnen nicht sogleich den Ort zeige, wo die Schätze verborgen sind.

Klara, welche schon so viel von den Räubern sprechen gehört hatte, erkannte die Gefahr, aber sie konnte keine Hülfe leisten; der Instinkt der Selbsterhaltung bestimmte ihre Handlungen, und ohne zu wissen was sie wollte, entsprang sie durch das geöffnete Thor, und eilte der dichten Waldung zu. — Im ununterbrochenem Laufe drang sie durch die Wildniß, weit hinter ihr lag bereits der Schauplatz der Bosheit, sie aber ruhte nicht eher, als bis ihr die Füße den Dienst versagten, und sie ganz erschöpft und bewußtlos zu Boden sank. Bey der tiefen Todtenstille um sie her, verfiel sie in eine Art von Betäubung, welche erst, als der Tag schon angebrochen war, entschwand.

Noch starrte sie düster sinnend vor sich hin, da drangen mehrere raube Männerstimmen, und der Hufschlag vieler Roße in ihr Ohr. Sie erschrak heftig, würde sie durch das Gebüsch geblickt haben, so

hätte sie gesehen, wie die Räuber, welche noch während ihrer Gräueltthat, von den Rittern und Knapen überfallen worden waren, gebunden fortgeschleppt wurden, aber die heftigste Angst von den Ereignissen der vorigen Nacht hatte sie ergriffen, und so kroch sie noch tiefer in das Gesträuche, und blieb mit hochklopfendem Herzen so lange dort, bis Hunger und Durst sie nöthigten, sich hervorzuwagen. — Alles um sie her war stille und Menschenleer. Abgefallene Baumfrüchte und Quellwasser gaben ihr neue Erquickung, man denke sich aber ihre Lage, hilflos und verlassen, allein in undurchdringlichen Wäldern. — Und doch war sie froh, keine menschliche Stimme zu hören, denn immer noch zitterte sie vor Angst, in die Hände der Räuber zu fallen. Die Nacht ereilte sie, zugleich aber auch die Furcht, wenn etwa reißende Thiere sich hier aufhielten, wovon sie im Kloster in den Ruhestunden schon so manche abentheuerliche Erzählungen gehört hatte. — Bey jedem Geräusche eines Vogels unter den Bäumen schreckte sie zusammen, die Nacht währte ihr zur Ewigkeit, sie konnte diese qualvolle Angst kaum mehr ertragen.

Wie der Morgen wieder anbrach, warf sie sich auf ihre Knie und flehte Gott um seinen allmächtigen Beystand an, dann nahm sie einen abgefallenen Baumast auf, um sich bey ihrer gänzlichen Erschöpfung darauf stützen zu können, und wanderte immer ge-

rade fort, ohne zu wissen wohin, einzig von dem Wunsche befeelt, wieder in menschliche Gesellschaft zu kommen; sie fühlte es nun nur zu sehr, wie unentbehrlich diese dem einzelnen Menschen sey. — Ein schmaler Pfad schlängelte sich durch das Gebüsch, aber die Gegend wurde bey den gigantisch aufsteigenden Felsenmassen immer schauerlicher, immer das Gestrippe verworrener an beyden Seiten des Fußsteiges. Jetzt bemerkte sie von Ferne eine helle Flamme, sie erschrack anfangs heftig, denn sie erinnerte sich auf den Klosterbrand, allein der Gedanke, dort werden Menschen seyn, machte sie in ihrer großen Noth jede Bedenklichkeit vergessen, und sie eilte von Hoffnung gestärkt, muthig vorwärts. Schon glaubte sie sich dem immer größer werdenden Feuer näher, schon wollte sie um eine hervorragende Felsenwand hinüberbeugen, als plötzlich mit lautem Gebelle ein ungeheurer Hund auf sie los sprang. — Klara stieß ein lauten Schrey aus, denn sie fühlte seine Zähne an ihrem Kleide, und stürzte vor Angst zu Boden. Ein lauter Peitschenknall! — Wolf, wirst du loslassen, donnerte eine raube Bassstimme, und der Hund begab sich kriechend von dannen. — Ein himmelhoher Mann, ganz schwarz von Gesicht und Kleidung stand vor ihr, sie erschrack noch heftiger, und bedeckte, am ganzen Leibe zitternd, das Gesicht mit beyden Händen. „Nu, Nu, du Narrchen,

polterte der Mann, du wirst dich doch nicht auch vor mir fürchten? Schwarz bin ich freylich, aber darum noch kein Abgesandter der Hölle. — Was ist denn so mit dir — wer bist du denn eigentlich, und wie kommst du denn so allein in diese wilde Gegend? Herr je, wie ist dir denn, dir zittern ja die Kinnladen, wie das Laub im Walde, du bist ja krank?“

„Mein Herr, aber ich bin ganz erschöpft wegen Mangel an Nahrung, und vor Angst.“ „Die Angst jage fort, die hast du bey mir nicht nöthig, und für Nahrung und ein Lager soll schon gesorgt werden — mein Weib wird dich schon pflegen, und wenn du dich erhohlt hast, so werden wir weiter sprechen. — Mein Gott, du kannst ja vor Schwäche gar nicht mehr aufstehen, ey da muß ja schnell geholfen werden. — He Wolf, fort Bestie, und laß den Waldlaut hören. Jetzt sprang Wolf fort ins Gebüsch und bellte so laut, daß es zehnfach das Echo wieder gab. Ehe einige Minuten verstrichen waren, eilten vier baumstarke eben so berufte Kerls, aus dem Dickigt hervor. — „Bursche, sprach der Alte, tragt mir doch das Mägdlein nach der Hütte, aber packt sie mir nicht unsanft an, denn sonst — Ihr kennt mich — Die Bursche nahmen nun Klara auf die Arme, und gingen mit ihr langsam in das dichtere Gebüsch. — Eine große Pläne öffnete sich jetzt vor ihren Blicken, wo ein ungeheures Feuer Riesen-

mäßige Rauchwolken gegen Himmel dampfte. — Daß Klara unter Köhler gerathen war, bedarf wohl bey meinen lieben Leserinnen keiner weiteren Erörterung mehr, allein sie war zu fremd, zu unerfahren in der Welt, als daß nicht ein geheimer Schauer sich ihrer bemächtigt haben sollte.

Endlich war die Hütte erreicht, ein Weib von nicht abschreckendem Ansehen trat den Kommenden entgegen; der Mann verständigte sie mit kurzen Worten von dem Vorfalle, und sogleich wurde Klara auf ein gutes reinliches Lager gebracht. — Eben war das Nachtmahl für die Knechte bereitet worden, die Alte richtete in der Geschwindigkeit eine stärkende Brühe zurecht. — Klara stillte damit den wüthenden Hunger, und nun behauptete der ermattete Körper seine lang entbehrten Rechte, und sie sank in einen so festen Schlaf, daß sie erst am folgenden Morgen, als die Köhler schon lange wieder an ihre Arbeit gegangen waren, erwachte. Margarethe, so hieß das Weib, saß an ihrem Bette. „Nu, dem lieben Himmel sey Dank, sprach sie, daß du nur wieder erwachest — Gott hat deinen Schlaf gesegnet, und er wird dir auch neue Kräfte wieder geben, das zu ertragen, was weiter dir bevorsteht. — Du scheinst ein gutes frommes Kind zu seyn, komm, ehe wir zum Frühstück gehen, und laß uns dem guten Gott für die Erhaltung deines Lebens danken. Sieh,

liebes Mädchen, wir sind weit von einem bewohnten Ort entfernt, wir können nur an Sonn- und Festtagen, wenn die Arbeit ruht, den mehrere Stunden langen Weg zur Kirche machen, aber wir be-  
 then doch alle Tage zu dem Herrn des Lebens, sobald wir erwachen. — Vor diesem Bilde des gekreuzigten Heilands haben wir schon heute vor der Morgendämmerung unsere Andacht verrichtet, nun thue du auch, wozu dein Gewissen dich antreibt. — Klara ließ sich so etwas nicht zweymahl sagen, sie warf sich vor dem heiligen Kreuze nieder, und be-  
 thete mit solcher Andacht, mit solcher Inbrunst, daß der guten Margaretha die Freudenthränen in die Augen traten. Sie küßte sie recht herzlich. „Du gutes Kind, sprach sie, wenn wir Abends bey Tische sitzen, und die Knechte sich entfernt haben, so mußt du uns doch deine Geschichte erzählen — komm, und hilf mir, wenn du kannst, ein bißchen im Gärtchen arbeiten. — Klara folgte ihr mit Freuden — sie hatte sich bey dem Klausner manche Kenntnisse erworben, und Margaretha konnte das Mädchen nicht genug bewundern, wie geschickt und schnell sie alles angriff.

### Neuntes Kapitel.

Ein neues Leben beginnt.

Als am Abende der Köhler mit seinem Weibe allein nebst Klaren bey Tische saß, forderte sie

dieser zur nähern Aufklärung ihrer Begebenheit auf, das gute Mädchen fürchtete sich nun nicht mehr so vor ihm, denn nur seine Außenseite war rauh und abschreckend, sie sah aber aus dem Betragen gegen sein Weib, und verschiedenen Äußerungen, daß unter dieser rauhen Hülle ein gutes Herz verborgen sey. — Klara erzählte daher aufrichtig alles, was sie von ihren Begebenheiten wußte, doch wie gesagt, über ihre Herkunft und über die früheren Ereignisse, bis zu dem Augenblick, wo sie durch den Eremiten vom Wassertode gerettet worden war, wußte sie immer noch keinen Bescheid zu geben. — Sie äußerte den Wunsch, wieder nach dem Kloster zurück gebracht zu werden, aber der Köhler schüttelte bedenklich den Kopf. „Sieh, liebes Mädchen, sprach er, du hast zu wenig Erfahrung; ich habe mich als Kriegsmann weit in der Welt und viele Jahre herum getrieben, und Menschen kennen gelernt; auf dein junges Herz macht alles leicht Eindruck, das bequeme Leben und die freundliche Umgebung der frommen Nonnen behagt dir für jezt, weil du das Leben mit all den Freuden und schuldlosen Genüssen, welche sich einem reinen unbefangenen Herzen darbiethen, noch nicht kennest. — Wohl dem, der dem klösterlichen Leben sich mit ganzer Seele weihen kann, er ist glücklich in seinem Berufe, wer es aber nicht vermag, und welcher Mensch kann

für die Gefühle bürgen, die bey reifern Jahren in seinem Innern erwachen, der begehret ein Verbrechen gegen Gott und sich. — Selbst wenn ich ein Recht auf dich hätte, würde ich deinem Wunsche nicht gewaltsam entgegen, arbeiten, aber befolge meinen Rath — lasse noch einige Jahre vorüberfließen, und dann wirst du einsehen, ob du in die Lage passdest, in welche du jetzt durch deine Verhältnisse gleichsam mit Gewalt geschleudert worden bist; bleibe einige Jahre bey uns, du siehst, wir sind gute Menschen, und werden dich, wenn du so gut und fromm bleibst, wie unser eigenes Kind behandeln. — Ich werde schon weiter für dich sorgen, denn wenn ich deine Zartheit, dein edles Gesicht betrachte, so sagt mir meine innere Stimme, du bist nicht zur Bäurin geboren, und der Schleyer so über deine Vergangenheit liegt, wird, wer weiß zu was für einem großen Glücke für dich, sich lüsten.“

Über diese herzliche und gemüthliche Rede traten Freudenthränen in Klärchens Augen, sie bath die edlen Waldbewohner, sie bey sich zu behalten — die Leserinnen dürfen sich aber nicht wundern, einen gemeinen Köhler so richtig urtheilen zu sehen. — Vater Klaus, so hieß der Köhler, war einst Knappe an einem fürstlichen Hoflager gewesen, wo er so manches erfahren hatte. — Sein in früherer Jugend störrisch gewesener Charakter verursachte ihm viele

Feinde, er verließ den Hof, diengte sich als Kriegsknecht ein, kam weit und breit in der Welt herum, und endlich dieses Herumtreibens müde, kaufte er sich von der errungenen Beute einen bedeutenden stark bewachsenen Waldgrund, wo er das Köhlergeschäft ausübte, und da er mit seiner Waare rechtlich zu Werke ging, damit in den benachbarten Burgen Zutritt und häufigen Absatz fand.

Nun begann für Klara ein freylich bisher zwar ungewohntes, aber sehr ruhiges und frohes Leben. Sie hatte ihre bisherige Kleidung mit der Köhlertracht vertauscht, thätig überhob sie Margarethen in ihren häuslichen Arbeiten; was sie unternahm, gelang ihr, und bald blühte unter ihrer Pflege ein Gärtchen empor, wo der Köhler seine herzliche Freude darüber hatte; so strichen auch einige Jahre dahin, und Klara wuchs wie eine Rose heran, ihre Reize hatten sich entfaltet, und sie zur blühend schönen Jungfrau geworden, und man sah es ihrer Zartheit an, daß sie zu dem gemeinen Bauer-gewand nicht passe.

Einft hatte Vater Klaus nach einer mehrere Meilen entfernten Burg eine große Parthie Kohlen abzuliefern, er machte sich daher früh mit seinen Wägen und Knechten auf, um nichts zu versäumen. Lange schon war es sein Wunsch, der guten Klara welche er herzlich lieb gewonnen hatte, ein kleines Bergnüt-

gen, eine Abwechslung in ihrer Unterhaltung zu verschaffen. Nun war die Gelegenheit vorhanden, er befahl ihr — denn da er bey ihr wirkliche Vaterstelle vertrat, so glaubte er auch befehlen zu können, ihren Sonntagspuß anzuziehen, und ihn auf seiner vorhabenden Reise zu begleiten. Margaretha hatte freylich Einwendungen dagegen, aber der Gebiether im Hause sprach mit barschem Tone, sein gewöhnlich entscheidendes: „Ich wills! und damit Holla,“ da durfte es keines mehr wagen, zu widersprechen.

Die kleine Karavane trat nun langsam ihren Zug an, und kam ohne den geringsten Unfall nach dem prächtigen herrschaftlichen Schlosse, der alte biedere Bogt übernahm die Borräthe, und bis die Rechnung abgeschlossen war, erlaubte er ihm mit seiner vermeintlichen Tochter, deren Liebreiz er nicht genug bewundern konnte, im Garten spazieren zu gehen. Klaus und Klara gingen den weitläufigen Schloßgarten durch, sie konnte die schönen Alleen nicht genug bewundern, sie bestiegen eine Terrasse, wo weit und breit die herrliche Landschaft ausgebreitet vor ihnen lag, und Klarens Herz pochte vor Freude, über den Anblick der schönen Natur. — „O Vater, sprach sie, wenn wir einen solchen Garten hätten, wie wollt ich da der Blumen pflegen, und Früh Morgens hier bey dem Anblicke

der wundervollen Natur, den allmächtigen Gott preisen, daß er uns mit so vielen Schönheiten beglückte. — Sie sprach dieß mit so vieler Empfindung daß Klaus innig gerührt darüber wurde. „Ach Gott, fuhr Klara fort, wenn ich nur das Geringste von meinem frühern Daseyn anzugeben wüßte. Gleich einem Traumbilde schwebt es vor meiner Seele, als ob in meinen Kindesjahren ich auch in solch einem herrlichen Garten mich befunden hätte, aber eben so schnell, wie ein einfallender Nebel die herrlichste Flur verdüstert, entschwindet mir dieses reizende Bild wieder. Nein, nein, ich darf nicht klagen, denn Gott hat mich ja genug gesegnet, daß er mich arme Verlassene unter so gute Menschen brachte.“ Noch sprach sie so, als es in dem Gebüsch rauschte, und plötzlich eine ansehnliche ehrwürdige Dame vor ihnen stand. — „Ey sieh da, sprach sie, der biedere Köhler Klaus, nun es freuet mich, daß du düsterer Waldbewohner, auch Geschmack an dem Anblicke der lachenden Fluren findest. — Wer ist denn dieß liebliche Mädchen da?“ „Meine Stieftochter, gnädigste Frau Gräfin, sie ist wohl wahrscheinlich zum erstenmale in ihrem Leben an einem solch vornehmen Ort gewesen.“ „Das sollte man kaum glauben, erwiederte die Gräfin; ihre ganze Haltung verräth keine Köhlerdirne — wie heißt du denn, du artiges Geschöpf?“ „Klara,“ antwortete sie ganz verschämt,

und hohe Purpurröthe umzog ihre Wangen. „Wie gefällt es dir denn in deinem Walde?“ „Recht wohl, Euer Gnaden, ich bin sehr zufrieden, ich lebe unter redlichen Menschen, und werde sehr gut gehalten, bedarf es denn noch mehr?“ „Sehr wohl, mein liebes Kind, aber du mußt doch auch auf deine Zukunft denken, wer sind denn deine Eltern?“ „Ach Gott — ich weiß es nicht,“ seufzte Klara, und Thränen stürzten aus ihren Augen — der Köhler erzählte nun wie Klara zu ihm gekommen sey, und was er von ihr selbst erfahren hatte. — „In der That sprach die Gräfin, das Schicksal des Mädchens interessirt mich, weißt du von deinen frühern Schicksalen gar nichts?“ „Nein, gnädigste Frau, Gott scheint mich hierüber mit Blindheit geschlagen zu haben; wie ich auf die Vergangenheit denke, ist es dunkle Nacht um mich, ach du lieber Gott, sollte ich denn so etwas Großes verbrochen haben, daß ich eine so harte Strafe verdiente? — Ich weiß mich nichts schuldig. — Manchmal, wie ich zum Beyspiel diesen Garten gesehen habe, schweben dunkle Bilder an meiner Seele vorüber — aber das sind eitle Träume, verargt es ja mir armen Mädchen nicht, wenn ich ein bißchen verwirrt rede.“ „Möchtest du denn nicht in diesem Schlosse wohnen?“ „Ja, wenn mein Ziehvater nicht gar so gut wäre — ich wollte freylich mit den andern Mägden fleißig arbeiten, und könnte hier

verschiedenes lernen, aber nein, nein, Vater und Mutter würden mich gewiß hart entbehren. Ach, gnädigste Frau Gräfin, weil Ihr schon gar so freundlich mit mir sprecht, so erlaubt mir doch eine Bitte. Ich habe im Vorbeygehen, durch die hohen Fenster eine wunderschöne Kapelle erblickt, erlaubt mir doch, daß ich dort etwas bethen, und mit den herrlichen Blumen des Gartens den Altar schmücken da.f.“

„Recht gerne, mein liebes Kind, solche billige Bitten gewähre ich mit wahrem Vergnügen.“ — Klara hüpfte freudig fort, und die Gräfin sprach nun ernstlich mit dem Köhler. „Über diesem Mädchen, sagte sie, waltet ein undurchdringliches Geheimniß, sie scheint in einem höhern Stande geboren zu seyn, und können wir gleich den Schleyer der Vergangenheit nicht lüften, so ist es doch unsere Pflicht, für sie alles mögliche anzuwenden, was sie vielleicht dereinst zum Ziele bringen kann; sie ist so kindlich gut, sie ist andächtig, und wer dieß ist, wird nie auf unrechtem Wege wandeln; ich bin entschlossen, sie zu mir auf das Schloß zu nehmen, du darfst nichts dagegen haben, denn es betrifft des Mädchens Wohl, und ich bürge dir dafür, daß sie eine sittlich religiöse Erziehung genießen solle.“ — Es wurmte freylich den alten Klaus etwas, daß er seinen Liebling entbehren sollte, ja, er verwünschte den Gedanken, sie mit auf das Schloß genommen zu haben. — An-

fangs war es wohl sein eigner Plan gewesen, aber gewöhnlich wird einem das erst lieb und theuer, was man verlieren soll, auch dachte er an Frau Margarethen, und fürchtete die Vorwürfe seiner lieben Haushälste; allein was halfs, gegen den Willen der Gräfin konnte er doch nicht handeln, er mußte sich vielmehr ihre Neigung zu Klaren als große Gnade anrechnen, und so war endlich der Vertrag geschlossen, und Klaus meinte, daß es weit besser wäre, wenn sie sogleich dableiben könnte, weil sonst Margaretha sich zu viel kränken würde, oder wohl gar bedeutende Einwendungen machen könnte, die dem Mädchen eher schädlich als nützlich seyn könnten.

Klara kam voll Freude zurück, sie hatte in der Kapelle andächtig gebethet, und zugleich den Altar kunst- und sinnreich mit den schönsten Blumen geschmückt. — Die Gräfin, auf ihre Bitte, folgte ihr um ihre Arbeit zu sehen, sie staunte, und konnte sich nicht enthalten, Klaren liebevoll in ihre Arme zu schließen, und sie mit ihrem bevorstehendem Glücke bekannt zu machen, ihre Augen glänzten vor Freude, aber verdüsterten sich wieder, wenn sie an die liebgewonnene Köhlerhütte und ihre gütige Aufnahme daselbst dachte; als sie aber hörte, daß ihr die Gräfin erlauben werde, wenigstens einmal in der Woche die Zurückgelassenen besuchen zu dürfen, da

kannte sie sich vor Freude nicht; sie umklammerte die Knie der Gräfin, und versicherte sie, daß sie gewiß eine der treuesten Dienerinnen an ihr haben werde. Nun wurde der Köhler gnädig entlassen, mit dem Auftrage, Klarens wenige Habseligkeiten zu übersenden, wofür er sogleich von der großmüthigen Gräfin eine reichliche Entschädigung erhielt. Nun wurde Klara von der Gräfin in das Innere des Schloßes geführt, und dort einer herzlich guten Frau, welche die Amme der Gräfin gewesen war, und hier die Tage ihres Alters in Ruhe verlebte, zur weitem Obforge übergeben.

Nun begann für Klaren ein neues Leben, sie erhielt den Rang eines Kammermädchens, die Gräfin ließ sie im Lesen und Schreiben, welches zu dieser Zeit noch eine Seltenheit war, und in allen übrigen schönern weiblichen Arbeiten unterrichten; da Klara Neigung für Musik zeigte, so erhielt sie auch Unterricht auf der Harfe, bey allem dem aber versäumte sie nichts was zur Häuslichkeit gehörte, sie verwendete sich in der Küche und in dem Garten, und auch in der Maierey, und gedieh zum vollendet gebildeten Mädchen. Am liebsten aber verweilte sie in Gesellschaft der Gräfin selbst, wo sie deren weise Lehren tief in ihrem Herzen einprägte, und ihre frohesten Stunden waren jene, wenn sie die Köhlerhütte besuchen durfte, wo Frau Margarethe sich immer

mehr von ihren erlangten Vorzügen überzeugend, die Stunde gar nicht genug preisen konnte, in welcher Vater Klaus sich entschlossen hatte, Klaren auf das Schloß mitzunehmen.

### Zehntes Kapitel.

#### Schreckensscene.

Noch stand Klaren eine harte Prüfung bevor, eh die Sonne des Glückes die düstern Wolken zerstreuen, und mit mildem Strahle ihr Herz erquicken sollte. — Ihre Tugend und Frömmigkeit wurde vielfach erprobt, doch desto größerer schönerer Lohn harrte ihrer nach vollbrachter Prüfung.

Der Graf hatte ein eigenhändiges Schreiben in einer wichtigen Angelegenheit von dem Könige von Sizilien erhalten. Er und die Gräfin freueten sich das schöne Neapel wieder zu sehen, alle Anstalten zur Reise wurden getroffen, es war sehr natürlich, daß die geliebte Klara dabey nicht fehlen durfte. Endlich rollten zwey Reisewägen für die Herrschaft und die nöthige Begleitung aus dem Schloßthore, und rasch ging es vorwärts, wo sie denn auch ohne mindester Unannehmlichkeit, das Ziel ihrer Reise glücklich erreichten. Das schon vorhinein gemiethete Hotel war mit allen Bequemlichkeiten versehen, und die Herrschaft beschloß, die schöne Jahreszeit hier zuzubringen —

denn sowohl die reizende Natur, welche in dieser Gegend ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben schien, als auch die Feste bey Hofe und der Großen der Stadt, waren so anziehend, daß man sich unmöglich so leicht davon trennen konnte. Klara war hier gleichsam in eine neue Welt versetzt, sie hatte das Geräusch der großen Städte noch nie kennen gelernt, und bebt Anfangs zurück, wenn sie allein auf der Gasse ging, und hie und da eine große Volksmenge gewahrte, oder die prächtigen Karossen im vollen Galoppe daher rollten. Ein gewisser Pietro, der Aufseher des gräßlichen Wohnortes, suchte sich vorzüglich Klaren bemerkbar zu machen. — Zwar hatte die Natur ihm einen Zug ins Gesicht gegeben, welcher bey dem ersten Anblicke zurückschreckend war, doch wenn man sein Benehmen genauer beobachtete, glaubte man sich durch dieses Spiel der Natur getäuscht, er schien die Aufmerksamkeit und Artigkeit selbst zu seyn, und wer sich einmal an seinen Umgang gewöhnen konnte, suchte auch nicht so leicht diesen wieder zu entbehren. Pietro war ein Mann bey Jahren, er war aber so geschmeidig wie der Jüngste, und nur Worte des reinsten Biederfinnes kamen von seinen Lippen. Die Herrschaft war ihm deßhalb auch sehr gewogen, sie sahen es sogar gerne, daß er sich vorzüglich mit Klaren abgab, um wie er sagte, sie mit den Schönheiten der Stadt, und

der Reizen des städtischen Lebens für das sie doch eigentlich gebildet zu seyn schien, näher bekannt zu machen; auch Klara war froh, daß sie mit Erlaubniß der Herrschaft an so vielfachen Vergnügungen Theil nehmen konnte, doch hatte dieß nicht den geringsten Einfluß auf ihren sittlich moralischen Charakter, und sie fand daher immer darinnen noch eine größere Freude, wenn sie allein eine der eben so prachtvollen als feyerlichen Kirchen besuchen und dort sich ihrer herzlichen Andacht weihen konnte.

Der König hatte eine kleine Lustreise beschlossen, und der Graf sammt dessen Gemahlin, welche man bey Hofe sehr lieb gewonnen hatte, durften dabey nicht fehlen, und man hoffte wenigstens acht Tage mit den veranstalteten Belustigungen hinzubringen. Die Verhältnisse gestatteten nicht, daß Klara dießmal sie begleiten konnte; sie ward daher von der Gräfin Pietro's Obhut übergeben, welcher sich auch alle erdenkliche Mühe gab, seine junge Freundin, wie er sie nannte, zu vergnügen, und es sey zu Pietro's Beschönigung gesagt, daß sich Klara gar keinen ehrbareren Begleiter hätte wünschen können.

Schon hatte sie alle Merkwürdigkeiten der Stadt und ihrer Umgebungen gesehen, da schlug Pietro vor, den Besuv in der Nähe zu betrachten. Anfangs schauderte Klara vor diesem Antrage, aber

er wußte ihr die Umgegend dieser unterirdischen Feuerwerksstätte so reizend zu schildern, daß sie zuletzt selbst die Lust zu dieser kleinen Reise anwandelte. Alles wurde nun in Ordnung gebracht, ein Wagen besorgt und mit einigen Vorräthen bepackt, Pietro selbst lenkte die Pferde, und so traten dann beyde ihre Unterhaltungsreise an. Bald waren die acht italienischen Meilen, welche der Berg von Neapel entfernt ist, zurückgelegt, und Klara konnte die himmlische Gegend am Fuße des Gebirges nicht genug bewundern, sie fühlte bey der gesunden reinen Luft sich ungemein froher als in der Stadt. Hier blühen in üppiger Menge und Schönheit die prächtigsten Weinberge, welche außerlesene Weingattungen erzeugen, worunter der sogenannte *Lacrima Christi* der vorzüglichste ist, wovon jedoch des echten sehr wenig wächst, und ein Eigenthum des Königs ist. Das zutrauliche und freundliche Benehmen der Thalbewohner ermutigte Klara, man kam ihr als Fremden, mit gutmüthiger Offenherzigkeit entgegen, und suchte alles mögliche aufzubieten, was nur immer zu ihrem Vergnügen beytragen konnte. Zwey Tage waren so in abwechselnden Unterhaltungen verstrichen, da beredete Pietro seine Begleiterin, mit ihm die Höhe des Besuvs zu besteigen, sie willigte ein, denn sie kannte die Beschwerlichkeiten dieser Unternehmung nicht, indem man wegen der

Menge schwarzer Asche, mit welcher der Berg bedeckt ist, nur äusserst mühsam in zwey Stunden den Gipfel ersteigen kann. Wie sehr erschreckt sie aber als sie die Anstalten dazu sah. — Die Bauern, welche in der Nähe des Berges wohnen, haben eine eigene Methode den Reisenden die Mühe zu erleichtern. — Sie gehen oder kriechen voraus, und der Reisende hält sich an ihren um den Leib befestigten ledernen Riemen, wodurch ihm das Klettern um vieles erleichtert wird. Nur mit Mühe konnte Klara zu diesem äusserst mühevollen Unternehmen beredet werden, doch sie wurde von dem Zureden Pietros und der Zudringlichkeit der Ciceroni, so nennen sich die Führer, überstimmt und beschwichtigt, und der Weg ward angetreten. Je mehr sie aufwärts kamen, desto heißer fühlte sie den Boden unter sich, und plötzlich vernahmen sie im Innern des Berges ein dumpfes Getöse, so daß der Boden bebte, und die beyden Führer riethen nicht mehr weiter zu gehen, weil vielleicht ein Ausbruch der Lava zu besorgen sey. Durchaus wollte Pietro die noch weitere Höhe erklimmen, die Führer aber weigerten sich standhaft, und kehrten allein zurück, — Pietro hingegen hielt Klarens Hände fest, und suchte halb mit Gewalt sie weiter zu bringen, aber das arme Mädchen sank vor Angst und Mattigkeit erschöpft auf den Boden hin. Jetzt warf plötzlich der

Rachen der unterirdischen Feuermassen ungeheure Aschenwolken aus; von Blitzen durchkreuzet, gleich dem Hochgewitter rollte es im Innern des Berges, der Boden bebte vor der innern Erschütterung — Wenn wir nicht schnell seitwärts gelangen, so sind wir verloren, sprach Pietro, um aller Welt willen, laßt sehen, daß wir weiter kommen. — Klara raffte alle ihre Kräfte zusammen. Großer, barmherziger Gott! steh uns bey, rief sie, denn sie konnte kaum mehr weiter schreiten, da die umherstäubende Asche sie zu ersticken drohte. Zum Glücke aber trieb ein plötzlich eingetretener heftiger Sturm Rauch und Steine nach der andern Seite, auch war es nur eine schwache Entladung dieses Höllenschlundes. Jetzt kamen sie auf einen schroffen Abhang, sie mußten hinüber wenn sie Thalabwärts gelangen wollten, — Pietro wagte den Sprung, aber er klitschte aus, und mit einem lauten Schrey stürzte er in eine ungeheure Tiefe. — Mehr konnte die arme Klara nicht ertragen, sie sank bewußtlos in dem unfernen Gebüsche zusammen. Die ganze Nacht über dauerten die leichten Ausbrüche des Besuvs fort, wie aber der Morgen herandämmerte, hatte dieser Aufruhr der Natur sich gelegt — heiter stieg die Sonne herauf und vom Thau erquickt und abgekühlt, streuten die vielartigen Blumen und Kräuter, romantische Düste um sich her. Neue Wanderer kamen das Gebirge

herauf, und besangen mit einem fröhlichen Liede den rosigten Morgen. — „Hilf Himmel, rief plötzlich einer von ihnen, dort liegt ja nahe an dem Abgrund eine menschliche Gestalt, eine Leiche, wahrscheinlich von einem aus dem Krater ausgeworfenen Steine getroffen.“ „Möglich, erwiederte der Andere ganz kaltblütig, darum ist es auch klüger, wenn wir uns gar nicht damit befassen, um vielen Unannehmlichkeiten auszuweichen.“ — „Ey nicht so, Bruder, begann der Erstere wieder, die Menschlichkeit befiehlt uns nachzusehen, wer weiß denn, ob nicht noch Hülfe möglich ist.“ Sein Gefährte ließ sich endlich bewegen, und sie kletterten den Hügel vollends hinauf. — Da lag Klara noch in ihrer todtähnlichen Betäubung, sie fingen an sie zu rütteln, aber vergebens, und doch bemerkten sie noch deutliche Spuren von Leben in ihr. — Hier mußte also thätige Hilfe geleistet werden, wenn das Leben dieser Unglücklichen noch gerettet werden sollte. — „Weißt du was, Bruder, begann der Erstere wieder, unser Besuch jenseits des Berges kann noch aufgeschoben werden, bleibe du bey der Verunglückten zurück, ich hole mehrere Leute und mein Maulthier wird sie schon sicher auf dem schmalen Pfade hinab bringen.

Gesagt gethan, nach Verlauf einer Stunde langte er mit noch einigen Bekannten an — sie hatten Wasser und auch einige stärkende Geister mitgebracht,

nach anhaltender Bemühung gelang es ihnen endlich Klara wieder ins Leben zurück zu bringen, allein sie war so schwach, daß sie weder die Augen offen halten, noch etwas sprechen konnte. — Eine gute Strecke wo der Weg für das Maulthier und den Führer zu schmal war, wurde sie hinab getragen, dann aber hob man sie auf dasselbe, und band sie im Sattel fest, und so ging es dann mit der kleinen Karavane abwärts nach der wirthlicheren Gegend. In einer Hütte angelangt, wurde Klara sogleich auf ein reinliches Lager gebracht, ein alter Mann der sich in der Umgegend den Ruf eines Askulaps erworben hatte, wurde herbeygeholt, und dieser ordnete sogleich ihm bekannte heilbringende Kräuter zu einem stärkenden und zugleich beruhigenden Trank an, auch wurden ihr die Glieder mit Geistern eingerieben.

Endlich kam Klara allmählig zur bessern Besinnung wieder, aber die Schreckensscene von Pietro's Sturz in den Abgrund, schwebte noch immer auf das Lebhafteste vor ihr, so daß sie im Innersten zusammenschauderte. Aber wie groß war erst ihr Erstaunen, als sie sich unter ganz fremden Menschen fand, denn man hatte sie auf einer ganz andern Seite des Berges herabgebracht, als sie hinaufgestiegen war, auch wußte sie den Ort nicht zu nennen, wo Pietro den Wagen gelassen hatte. Sie erzählte

den guten Leuten das schreckliche Unglück ihres Begleiters, und suchte sie mit Bitten zu vermögen, ihm wo möglich Hülfe zu leisten, aber dazu war keiner zu bewegen. — „Aus diesem Abgrund, sprachen sie, steigt keiner mehr herauf, denn er kommt nicht lebend hinunter, da er sich an den überall hervorragenden Klippen ganz zerschellen muß. — Er mag unten im Frieden ruhen, von uns aber wird keiner sich in jene Tiefe wagen, der jeder Wanderer vorsichtig ausweicht.“ — Mehrere Tage verstrichen, eh Klara sich wieder so weit erholte, daß sie den Weg nach Neapel antreten konnte. Zwey Landleute begleiteten sie, um doch bey der Hand zu seyn, wenn ihr etwas zustossen sollte, auch hatte sie ihnen eine ansehnliche Belohnung von Seite der Gräfin zugesagt. Schon begann die Abenddämmerung zu nahen, als sie in das Thor der Hauptstadt traten. — Eben feyerten die Lazaroni ein großes Fest. — Es ist bekannt, wie roh und ausgeartet sich diese Menschenklasse benimmt, Rotten zu Hunderten durchstreiften die Gassen, sie brüllten mehr als sie jubelten — zerschlugen im Übermuth die Fenster, mißhandelten jeden, der ihnen begegnete, und niemand durfte es wagen sich dieser zügellosen Volksmasse zu widersetzen. Klara kam mit ihren Begleitern plötzlich in ein solches Gedränge, daß sie weder vor- noch rückwärts konnte, — tolle junge Bursche wagten sich an

Klaren, und kneipten sie in die Wangen. Das erschrockne Mädchen schrie laut auf, ihr Hüflerufen wurde von einem allgemeinen Hohngelächter begleitet. — Immer ungezogener wurden die Bursche, Klara schwebte in Todesängsten, ein neuer betrunkenener Schwarm polterte die Straße herab, keine Parthey wollte der andern ausweichen — es kam zu Schimpfworten, welche endlich in Schlägerey übergingen. — Klara, welche lange schon von ihren Begleitern getrennt war, gewann etwas freiere Luft, sie sah ein kleines Pfortchen halb geöffnet, und mit einem schnellen Sprunge war sie aus dem Gedränge, schlüpfte durch das Pfortchen, und schlug es laut hinter sich zu, daß das Schloß einfiel. — Keiner der Trunkenbolde hatte sie im Handgemenge entspringen sehen, sonst würden sie wahrscheinlich im Übermuthe das Haus gestürmt haben.

Dieser schrecklichen Gefahr war Klara nun entgangen, aber sie wußte nicht, wo sie sich nun befand, und wo sie sich hinwenden sollte. — Tiefe Finsterniß umgab sie, noch immer erfüllte das Mordgeschrei von aussen ihre Sinne mit Schrecken, sie tappte mit der Hand an den Mauern herum, vorsichtig mit den Füßen prüfend, ob nicht etwa irgendwo eine Kellerthüre geöffnet sey, wirklich gelangte sie an ein kleines Pfortchen, und schon wollte sie versuchen, ob die Klinke zu öffnen sey, als laute

Schläge an die Hausthüre ertönten, daß die Balken hätten bersten mögen. — Ey, ey, kreischte jetzt eine weibliche Stimme, ihr werdet doch nicht das Haus zur Thür herein werfen. — Schlingel ihr, habe ich euch doch mit Vorbedacht das Pförtchen offen gelassen, aber ihr sollt mir schon noch entgelten. Jetzt bemerkte Klara ein Licht durch das Fenster in der Thüre, und in dem nämlichen Augenblick sah sie neben sich einen tiefen finstern Winkel, in welchen sie hinein sprang, sich hinter das dort aufgeschlichtete Holz versteckte, und so allen Augen verborgen blieb. — Ein altes häßliches Weib, halb in Lumpen gehüllt, trat nun mit Licht aus der Stube, und schritt dem Pförtchen zu, sie hatte lange zu thun, bis sie das stark eingefallene Schloß öffnen konnte, endlich knarrte das Pförtchen, und zwey wildverwachsene Kerls von der Gesellschaft der Lazaroni eilten unter lauten Flüchen herein. — „Was habt ihr ausgerichtet, fragte die Alte,“ nichts brüllten sie ihr entgegen — Pietro ist ein Schuft, er hat uns betrogen — der Korsar Benvenuti ist bereits fortgesteuert, nachdem er so lange auf die schöne Beute gewartet hatte — Pietro hat das Gold des Korsaren eingesteckt, ist damit unsichtbar geworden; und uns hat er das Nachsehen hinterlassen, aber bey meinem Dolche, wenn ich diesen Gauner treffe; so soll er an dessen Spitze sich wie ein Wurm krüm-

men.“ — „Es mag aber doch etwas seltsames vorgefallen seyn, denn das Mädchen welches Pietro an Benvenuti verkaufte, ist im gräßlichen Hause auch nicht mehr zu finden, man spricht allerley.“ — „Es wird gar vieles gesprochen, erwiederte der Andere, was soll ich mich darum kümmern, heute schon gar nicht, wo unsere Kameraden einen so frohen Tag haben. Schaffe Wein, Alte, hier ist Geld, bringe doch gleich ein Paar Krüge, und wir wollen heute nicht mehr auf die Straße, denn es werden späterhin große Patrouillen ausgesendet, um Unheil durch die tolle Menge zu vereiteln.“ — „Recht habt ihr, erwiederte die Alte, ordentliche Leute bleiben sein zu Hause, nehmt nur das Licht und geht in die Kammer, mit diesen zwey Krügen voll Wein bin ich bald wieder bey euch, laßt mir nur das Pförtchen unversperrt, bis ich wieder komme.“ — Schon gut, murrten die beyden Kerls, und gingen in die Stube, die Alte aber entfernte sich.

Mit Todesangst erfüllt hatte Klara dem Gespräch zugehört — obwohl sie sich den Sinn nicht deutlich erklären konnte, so sah sie sich doch bey längerem Verweilen an diesem Orte so viel als verloren. Kaum war die Alte bey dem Pförtchen heraus, sprang sie hastig aus ihrem Versteck hervor, die Thüre war nur zugelehnt, sie schlüpfte hinaus und sah sich nun wieder im Freyen. Auf dem frühern

Tumulte war tiefe Todtenstille eingetreten — nur von weiter Ferne her hörte man noch das Geräusch der auf und ab wogenden Menge, der Mond blickte nur noch halb durch das bleyfärbige Gewölke. Klara befürchtete der Alten in den Weg zu kommen, aber wo sollte sie sich hinwenden? — Allein in der Nacht, auf ihr unbekannter StraÙe, ihre Lage war wirklich schrecklich, sie eilte einem schmalen Gäßchen zu, plötzlich blieb sie horchend stehen, es war ihr als ob der Tumult der Trunkenen näher käme, neue Angst — sie lief wie ein verfolgtes Reh, „Halt!“ rief plötzlich eine Stimme, Klara blickte auf, und ein großer hagerer Mann mit einem Federhute, und in einen kurzen schwarzen Mantel gehüllt, stand ihr gegenüber. Klara blieb vor Schrecken einige Minuten sprachlos. — „Ey, ey Jüngferchen, woher denn so allein des Weges, gehört man etwa auch zu der zügellosen Menge? Laßt doch sehen, wen ich vor mir habe.“ — Mit diesen Worten hatte er schnell eine Blendlaterne hinter dem Mantel hervorgeholt, welche mit einem Dreher umgewandt war, und Klaren hell ins Gesicht leuchtete. — „Dmein Herr, begann jetzt Klara, wer Ihr auch immer seydt, wenn Ehrgefühl und Menschenliebe in eurer Brust wohnt, so nehmt eine unglückliche Verfolgte im Schuß, Gott wird euch diese Wohlthat lohnen.“ — „In der That, erwiederte er, euer Aus-

sehen berechtigt mich zum Mitleiden,“ „O hört, hört, schon wälzt der Tumult sich näher.“ „Von denen habt ihr nichts zu fürchten, ich habe Mittel genug euch zu schützen.“ Jetzt that er einen lauten durchdringenden Pfiff, und mit Blitzschnelle sprengten von beyden Enden des Gäßchens zwey Reiter heran. — „Wie ist es mit den Burschen allen,“ fragte der Fremde im gebietherischen Tone. — „Sie sind alle gehörig auf ihre Posten vertheilt — antwortete einer der Reiter.“ — Wohl, nehmt dieß Mädchen in eure Mitte, und geleitet sie in meine Wohnung, meine Gattin soll sogleich für nothwendige Pflege sorgen, dann kehrt wieder auf die angewiesenen Plätze zurück. Beruhigt euch, arme Unglückliche, in meinem Hause habt ihr nichts zu besorgen. — Mit diesen Worten entfernte er sich, die Reiter nahmen Klara in die Mitte, sie war aber schon so matt, daß sie kaum mehr weiter schreiten konnte, da saß einer der Reiter ab, schlang den Zügel um seinen Arm, und unterstützte Klaren, um weiter gehen zu können. Einige Gäßen waren sie so durchwandert, als sie vor einem großen Hause stille standen, der Glockring wurde gezogen, ein Diener mit einer Leuchte öffnete das Thor, der Reiter machte ihn in kurzen Worten mit dem Befehle des gebiethenden Herrn bekannt, schwang sich dann wieder auf sein Roß, und jagte mit seinem Kameraden davon, der Diener schloß das Thor, und

führte Klaren über eine breite schöne Treppe in ein niedliches Gemach, wo er ihr bedeutete hier ruhig die Ankunft seiner Gebietherin abzuwarten.

Hier sank sie kraftlos auf ein Ruhebett, und starrte düster vor sich hin, ihre Sinne waren so verwirrt, ihre Geisteskräfte so angegriffen, daß sie keines bestimmten Gedankens fähig war. — Nicht lange darnach öffnete sich die Thüre, und die Frau des Hauses trat herein. Eine liebenswürdige Gestalt, aus deren schönen Augen Herzensgüte strahlte. — Klara sank ihr zu Füßen, und bath sie um Schutz und Unterkunft, bis sie am folgenden Tage zu ihren Angehörigen gebracht werden könne. — Liebreich hob sie die Dame auf, und versicherte, daß sie hier nicht die geringste Gefahr zu besorgen habe, denn sie befinde sich in dem Hause des Befehlshabers der Stadtwache und zugleich Gerichtsherr, welcher nun in dieser tumultuarischen Nacht alles anwenden müsse, um wenigstens da, wo es die Möglichkeit zuließe, Ordnung zu erhalten; sie zog an der Klingel, und ertheilte Befehl, für den fremden Gast ein bequemes Gemach zu bereiten und sogleich für etwas stärkende Nahrung zu sorgen. Neugierde plagte die Dame, gerne hätte sie von ihrem Gemahl noch erfahren, wer denn die Fremde eigentlich sey, allein sie mußte sich als gebildete Frau selbst bescheiden, da Klara's Schwäche kein anstrengendes Gespräch gestattete.

Sobald sie nur einige Nahrung zu sich genommen hatte, begab sie sich nach dem ihr angewiesenen Kabinet zur Ruhe, und ganz entkräftet wie sie war, fiel sie schnell in einen festen und erquickenden Schlaf. Wie aber der Morgen herandämmerte, ward sie wach, freudig und belebend sandte die Morgensonne ihren Strahl durch ihr Fenster. Klara kleidete sich schnell an, und ihr erstes Geschäft war, sich vor einem sehr schönen Bilde des gekreuzigten Heilandes auf die Knie zu werfen, und Ihm für ihre wunderbare Erhaltung in den dringendsten Gefahren zu danken. In diesem andächtigen Geschäft traf sie der Diener, welcher anzufragen kam, ob der Herr des Hauses bereits mit ihr sprechen könne. — Bald nachher trat dieser ein — ein Mann in besten Jahren, von edlem Anstande, doch verrieth sein Auge tiefen Ernst und Nachdenken. Klara empfing ihn ehrfurchtsvoll, er setzte sich, und ließ sie Platz an seiner Seite nehmen, und nun begann er sie um die nähern Umstände zu befragen. — Sie nannte ihm ihren Namen, und das gräßliche Haus, da saßte Er sie scharf und durchdringend ins Auge. — „Ihr also — rief er — ihr seyd diese Klara, und wollt selbst wieder in das gräßliche Haus zurückkehren?“ — „Wohin anders soll ich denn meine Zuflucht nehmen? — fragte sie betroffen.“ „Nun bey Gott, hier muß eine seltene Verkettung der Umstände obwal-

ten, die ihr mir aufrichtig enthüllen müßt. — Ihr sollt heute noch die Gräfin sehen,“ „o wärs möglich“ — „sie ist bereits in Neapel. — Eine Unpäßlichkeit des Königs zwang ihn zur schnellen Rückkehr, doch vorher muß ich von allen euren Begebnissen genau unterrichtet werden, es ist nun eure Sache, mir als obersten Gerichtsperson, reine Wahrheit zu sagen — für den Augenblick hindern mich Geschäfte — doch in einer Stunde bin ich wieder hier, um euer getreues und offenes Geständniß zu vernehmen, wo keine Täuschung statt finden kann, weil alles klar erwiesen werden muß. — Bis dahin bleibt ihr in meinem Hause, denn ich bin von der Gräfin ersucht euch so schonend als möglich zu behandeln, und rechne darauf daß ihr diese Gnade zu würdigen wissen werdet.“ — Er verließ sie mit ernster Miene, auch die kurz zuvor so liebenswürdig gewesene Gattin ließ sich nicht wieder sehen, und so blieb Klara sich selbst überlassen.

Mehr als zwey Stunden waren verstrichen, als der Diener eintrat, und ihr andeutete ihm zu folgen. — Er führte sie in einen geräumigen Saal, wo an einem Rundtische der Herr des Hauses nebst noch zwey Gerichtspersonen saß. Klara war Anfangs betroffen, doch ihrer Unschuld bewußt, faßte sie bald wieder Muth, sie blickte im Saale umher, und gewahrte jetzt erst die Gräfin — ein lauter

Schrei der Freude entfuhr ihr, und sie wollte zu ihren Füßen sinken, wurde aber von einem der anwesenden Diener zurück gehalten, — „Gebe Gott — sprach die Gräfin, daß ich dich wieder rein und schuldlos an meine Brust drücken kann, doch vorerst leiste offnes Bekenntniß,“ — Klara begann nun alles, was von dem Augenblicke an geschehen war, als sie mit Pietro das gräfliche Haus verlassen hatte, genau und umständlich zu erzählen, sie bezeichnete jeden Ort, wo sie gewesen war — jeder ihrer Aussagen war der Stempel der Wahrheit aufgedrückt. — Die Gräfin schauderte über die Gefahren ihres Lieblings, ihr Herz sprach sie frey, doch hier mußte das Gericht entscheiden. Als aber der Richter sie befragte, ob sie nicht Auskunft geben könne, wo der Familienschmuck der Gräfin hingekommen sey, schwur sie hoch und theuer, daß sie hierüber weder Rede noch Antwort geben könne. — Klara wurde nun als Gefangene erklärt, jedoch in dem jetzigen Hause und unter guter Pflege. — Die Gräfin nahm gerührt und theilnehmend von ihr Abschied. Nun breitete das Gericht seine weit umfassenden Arme aus. Die Alte und die beyden mit ihr einverstandenen Lazaroni wurden ausgekundschaftet und eingezogen, sie bekannten das schändliche Verbrechen, welches Pietro mit Benvenuti in Ansehung Klarens vorhatte, es fand sich der Wagen vor, mit dem sie in die

Gegend des Besuvs gefahren waren, auch die Landleute welche Klaren ohnmächtig am Abgrunde gefunden hatten leisteten offenes Bekenntniß, alles stimmte mit Klarens Aussage überein. Jetzt wurden die thätigsten Anstalten getroffen mit Winden, Seilen und Leitern den Abgrund zu besteigen, man fand in der Mitte desselben Pietros Leichnam, wo er mit seinem Mantel im Gesträuch hängen geblieben war, sein Kopf war ganz zerschmettert. — Der Leichnam wurde nun hinauf gewunden, und alles genau durchsucht, auf seiner Brust befand sich ein Packet mit Schriften, sie waren alle von Benvenuto, wo ihm dieser auftrag ja gewiß die schöne Klara in seine Arme zu liefern, den Familienschmuck der Gräfin zur späteren brüderlichen Theilung zu entwenden, und ihn, um jeder Entdeckung auszuweichen, noch vor seiner Abreise dem Handelsmanne Levi wohlversiegelt zu übermachen, wo er, als auf dem sichersten Schleichwege gewiß in ihre Hände kommen werde. Der Handelsmann Levi war als ein Gauner bekannt, sein Haus wurde schnell umzingelt, bevor er noch Unrath merken konnte, der Schmuck fand sich vor, um einen Tag später wäre Levi damit unsichtbar geworden, Klara wurde zu aller Freude als schuldlos erklärt, und die Gräfin drückte sie unter Freudenthränen an ihr mütterliches Herz. „Ich bin dir, liebe

Klara, vielfachen Ersatz schuldig, sprach sie, meine zärtlichste Mutterliebe soll ihn dir leisten. — Komme Du, schuldlos Verfolgte, wir werden nun bald unsere Rückreise nach dem Hause des Friedens antreten — „Du sollst nun stets meine geliebte Tochter bleiben.“ Die Gräfin hielt, wie die Folge zeigen wird, redlich Wort, aber auch an Klaren bewies sich nun, wie schwer zwar oft der Tugendhafte geprüft wird, daß ihn aber Gottes allmächtige Hand immer aufrecht erhält, und seine Vatergüte stets den schönsten Lohn für überstandene Leiden bereite.

### Fünftes Kapitel.

#### Die Bekanntschaft.

Im Dienste der Gräfin befand sich ein junger Jäger, ein gebildeter schöner Mann. Der Graf war einst, wie damals jeder von Adel Krieger war, in eine schwere Fehde verwickelt, er und seine Mannen kämpften heldenmüthig, sie zerstörten eine von einem Raubritter bewohnte Burg; schon loderte die Flamme in allen Gemächern, da vernahm der Graf im untern Geschosse ein heftiges Geschrey und erblickte einen kleinen Knaben am Gitterfenster, der, wenn nicht schnelle Hülfe kam, eine Beute des bittersten Todes werden mußte. Keine Gefahr scheuend eilte der edle Graf durch Rauch und Flammen nach die-

sem Zimmer, rettete den Knaben, und brachte ihn ins Freie, wo er ihn einem seiner Knechte übergab. — Der Sieg war vollständig, der Raubritter getödtet, seine Genossen, welche das Schwert verschont hatte, wurden in Ketten nach des Grafen Burg gebracht. Nach gepflogener Ruhe, ließ dieser den Knaben vor sich bringen, und erfreute sich bey dem Anblicke des holden sechsjährigen Kindes, daß er es den Flammen noch so glücklich entrißen habe; recht sehr hätte er gewünscht seine Herkunft zu erfahren, allein der Knabe wußte weiter nichts zu sagen, als daß er einst von seinem Vater, der ein kleines Schloß mitten im Walde bewohnt habe, auf eine weite Reise mitgenommen worden sey, nach vielen, vielen Tagen wurden sie im Forste von Räubern überfallen, unter ihren Streichen stürzte der Vater zu Boden, und den Knaben schleppten sie in ihr Raubschloß, wahrscheinlich um durch ihn ein ansehnliches Lösegeld zu erhalten, da er aber von nichts Weiterem Auskunft geben konnte, so wurde er in der Räuberburg sehr strenge gehalten, und bis er Reitfähig geworden wäre, zur Fütterung der großen Hunde bestimmt.

So hatte ihn der Graf nach der Bestürmung gefunden, und aus den Flammen gerettet, da über seine Herkunft nichts in Erfahrung gebracht werden konnte, indem die Räuber selbst nicht wußten, wen sie im Walde damals getödtet hatten, so beschloß

er den Knaben zu erziehen, der auch allen seinen Erwartungen vollkommen entsprach, denn er war gut, fromm, gelehrig und sehr fleißig; der Graf hatte seine wahre Freude an ihm, und da er vorzüglich Lust zur Jagd zeigte, so gab er ihn seinem Förster zur Ausbildung in derselben. Gelehrig wie er war, wurde er in Bälde einer der gewandtesten Jäger, der bald durch unermüdeten Fleiß in den vielen Nebenkenntnissen seinen Lehrer übertraf, und da er des Grafen vorzügliche Liebe besaß, so wurde er von diesem zu seinen Leibjäger ernannt, um was ihn auch keiner der übrigen Burgleute beneidete, weil Florido, welchen Namen ihm der Graf gegeben hatte, sich in alle vortrefflich zu schicken wußte.

Nur um einige Jahre war er älter als unsere Klara, auch gegen sie war er zuvorkommend wie gegen Jedermann, er half ihr oft im Garten die Blumen und Sträucher pflegen, kurz es entwickelte sich allmählig eine innige Geschwisterliebe, welche mit den Jahren zum festen Freundschaftsbunde ward. Eines der vorzüglichsten Vergnügen des Grafen bestand darin, wenn Florido so kunstvoll das Jagdhorn bließ, und Klara abwechselnd dasselbe mit der Harfe begleitete oder zur selben sang. — Ein alter Minnesänger in der Burg, der selbst die artigsten Weisen komponirte, gab ihr Unterricht in der Musik, und selten sprachen Gäste im Schlosse ein, wo sich

nicht Florido und Klara produziren mußten. So strichen denn wieder ein paar Jahre vorüber, und die beyden Geschwister, so nannten sie sich, wurden sich so herzlich gut, daß jedem die Stunde zur Last wurde, wo sie sich nicht mitsammen in eben so herzlich als schuldlosen Gesprächen unterhalten konnten.

Einmal wollte die Gräfin eine ihrer Freundinnen besuchen, sie hatte einen herrlichen Schimmel, einen sogenannten Zelter zum Geschenke erhalten, ein Schulgerechtes zahmes Thier, auf diesem wollte sie den kaum eine halbe Tagreise weiten Weg zurücklegen, Florido war ihr Begleiter. Mit frohem Sinne trabte sie über die mit schönem Grün bedeckten Fluren. — Ein kleines Gebüsch nahm sie endlich, da die Sonnenstrahlen heftiger wurden, in seinen Schatten auf, ein in der verfloffenen Nacht gefallener Regen, hatte alles neu belebt, romantische Düfte säthelte die reine Luft, von den gleichsam verjüngten Blättern und Gesträuchen, und im vollstimmigen Jubelchor freuten sich die besiederten Luftbewohner, ihres fröhlichen Daseyns. Wohlgemuth ritten sie durch das anmuthige Gebüsch, da rauschte es plötzlich im Gesträuche, ein wilder Eber stürzte schnaubend hervor, und war kaum mehr fünfzig Schritte von der Gräfin entfernt; die Gefahr erblickten, vom Roße herabspringen, und dem Eber mit dem blanken Waidmesser entgegen eilen, war bey Florido nur das Werk ei-

nes Augenblickes. Heldenmüthig stand er dem heranstürzenden Feinde gegenüber, doch sein Pferd, dessen Zügel er um den Arm geschlungen hatte, machte, durch den Anblick des Ebers scheu geworden, einen Seitensprung. Florido verlor dadurch das Gleichgewicht, stürzte zu Boden, und der Eber schlug, im Vorübereilen seinen Waffenzahn tief in die Seite des Gefallenen, ehe dieser sich emporheben konnte, und verlor sich wieder Pfeilschnell im dichten Gebüsch.

Die Gräfin war mit ihrem Zelter seitwärts geritten, jezt als sie den Eber in gerader Richtung wieder fortstürzen sah, kehrte sie zurück, und erblickte den armen Florido ohne Lebenszeichen in seinem Blute liegen. Da sie in der Ferne Menschenstimmen hörte, so blieb ihr nichts weiter übrig als nach Kräften um Hülfe zu rufen; dieß hörten auch sogleich die eben vom Felde zurückkehrenden Schnitter, welche rasch zur Hülfe herbeyliefen. — Sie staunten nicht wenig, als sie die reichgekleidete Dame ihnen entgegen eilen sahen, und kaum hatte sie die Gräfin mit ihrem Unfall bekannt gemacht, als sie nach dem bezeichneten Orte eilten, und einer von ihnen die heftig blutende Wunde, so gut als möglich mit ihren Tüchern verband, inzwischen hatten die Andern aus Baumästen nothdürftig eine Tragbahre geflochten, und so ging der Zug langsam wie-

der nach dem Schloße zurück, wo die Gräfin ganz erschöpft von Mitleid und Schrecken anlangte. Florido wurde sogleich dem Burgarzte übergeben, welcher bedenklich den Kopf schüttelte, und die Wunde als tödtlich erklärte, die Gräfin aber wurde ganz entkräftet, von den Zosen nach ihrem Zimmer gebracht.

Der arme Florido war leider doppelt verwundet, denn nicht nur daß der Zahn des Ebers bis zu dem Eingeweide eingedrungen war, hatte er sich auch noch im Sturze an einer spizig hervorstehenden Splitter eines abgehauenen Baumstammes stark am Kopfe verletzet, wovon eigentlich seine plötzliche Betäubung die Folge war; der Arzt gab am folgenden Tag der Gräfin wenig Hoffnung zu seiner Wiederherstellung. Aber wie war erst seiner so zart fühlenden Schwester Klara zu Muthe, als sie das Unglück vernahm? — Sie war nun mit Erlaubniß der tief betrübten Gräfin, welche selbst oft an seinem Lager verweilte, seine sorgfältigste Pflegerin; niemand durfte, als das von dem Arzte befürchtete Wundfieber eintrat, ihm die Arzeneien reichen, als Klara selbst, halbe Nächte wachte sie mit seinem Wärter an dem Krankenlager, und wenn der Leidende schlummerte, eilte sie mit blutendem Herzen in die Kapelle, warf sich dort vor den Stufen des Altars auf die Kniee, und bath Gott inbrünstig mit emporgehobenen Händen und heißen Thränen in den

Augen um sein Erbarmen und seinen allmächtigen Beystand für den Leidenden. — „Du ewiger, allgütiger Gott, flehte sie im innigsten Gebethe, der du über den Wurm dich erbarmest, welcher sich im Grase windet, o sende nur einen deiner erbarmenden Blicke auf den schuldlos Leidenden herab, und lasse ihn durch deine unendliche Vaterliebe den Weg der Genesung wieder erreichen, damit er noch lange in seinem frommen Gemüthe dich anbethe, und sich durch seinen tugendhaften Wandel deiner göttlichen Gnade noch mehr würdig machen könne. Gib auch mir die Kraft, daß ich in seiner Pflege ein dir wohlgefälliges Werk der Barmherzigkeit ausüben kann.“

Gott der Allerbarmer erhörte ihr unschuldigcs Flehen. Allmählig, wie die zarte, noch bey jedem Windhauche erbebende Knospe sich zur kräftigeren Frucht entwickelt, reiste Florido wieder der zurückkehrenden Gesundheit entgegen, das fast erloschne Aug gewann wieder Lebhaftigkeit, eine, freylich kaum bemerkbare Röthe umflog seine Wangen, aber die Kräfte des Körpers konnten so schnell sich nicht wieder sammeln. — Bedarf ja sogar die zarte Blume, die ihr von der Natur vorgezeichnete Zeit, um zur vollen Blüthe zu gelangen, um wie mehr der hinfällige Mensch. Allein so erschöpft sein Körper noch war, hatte sein Geist doch schon einen größeren Spielraum erreicht; ihm entging die

sorgfältige Pflege nicht, welcher Klara für ihn sich unterzog, und mit der dankbarsten Empfindung und dem innigsten Wohlgefallen ruhte sein schuldloser Blick auf ihr. — Endlich versuchte er es, mit Genehmigung des Arztes, im Schloßgarten der frischen Luft zu genießen, gestützt auf Klaren und seinen Knottensstock, schlichen sie langsam im traulichen Gespräche dem Garten zu, den er neu belebt und Gott unendlich dankend betreten hatte.

Als er endlich beynabe ganz genesen war, ließ der Graf, der ihn so wie seine Gemahlin während der Krankheit öfters besucht hatte, zu sich rufen. — „Höre Florido, sprach er, du hast mir vielen Kummer verursacht, und ich kann Gott nicht genug danken, daß er mir durch seine Gnade dein Daseyn erhielt, denn ich bin dir vielen Dank schuldig, daß du dein Leben nicht achtend, dadurch meiner Gemahlin das ihre rettetest, darum sage mir wackerer Junge, wie kann ich dir's lohnen? — Nicht immer kannst du als Jagdjunge in meinem Dienste bleiben, du bist ein vollendeter Jäger geworden, darum will ich dir in meinen weitläufigen Besitzungen meine beste Försterstelle geben, welche durch den Tod des ehemaligen Besitzers während deiner Krankheit erlediget worden ist, und ich bloß deinetwegen bisher unbesezt ließ; es ist dabey eine schöne Wirthschaft, womit viel Grund und ein großer Viehstand verbunden ist,

diese übergebe ich dir als Geschenk für dich und deine Erben, und so glaube ich dir deine Liebe für mein Haus nach meinen Kräften gelohnt zu haben.“

Florido konnte kaum Worte finden vor Freude, denn diese Stelle war schon lange sein stiller Wunsch gewesen, er sah sich nun gleichsam als begüterter Mann, und mit Gottes Beystand zeitlebens glücklich. — Die Gräfin kam eben in das Gemach, und als sie von ihrem Gatten erfuhr, was nun vorgesallen sey, dankte sie ihm herzlich. „Aber auch ich, sprach sie, bin deine große Schuldnerin geworden, ich bin wirklich in Verlegenheit, wie ich es dir vergelten soll, darum sey dir eine freye Bitte gewähret, deren Erfüllung ich dir im Voraus zusage, wenn sie im Bereiche der Möglichkeit liegt.“ — Da färbte hohe Gluth die Wange des Jünglings, er sank ehrerbietig der Gräfin zu Füßen. — Überschwenglich, gnädigste Frau ist die Gnade meines gebietenden Herrn, sprach er, nur durch Treue und Gebeth für Ihr erlauchtes Haus, kann ich mein erlangtes Glück vergelten, und dennoch fehlt noch Eines, um mich zum Glücklichsten unter der Sonne zu machen, und zur Erlangung dieses Einen, gnädigste Frau Gräfin, nehme ich meine Zuflucht zu euch; ihr könntet vielleicht mit wenig Worten, mein höchstes Glück gründen. — Liebe und die höchste Dankbarkeit bestürmen mein Herz, aber mir gebricht es an Muth, — Klara meine

Gattin, und keinen Thron würde ich für sie vertauschen.“ — „Dieser Wunsch, sprach die Gräfin, macht deinem edlen Herzen Ehre, doch gedulde dich, bis ich mit meinem Gemahl und Klaren hierüber gesprochen habe, in Kurzem sollst du, ich müßte mich nur in meiner Menschenkenntniß irren, eine wie ich hoffe günstige Entscheidung hören.

Doch da weitere Erörterungen zur eigentlichen Tendenz dieser Erzählung nicht gehören, aber zur Fortsetzung der Ereignisse unumgänglich nothwendig waren, so glaubt der Verfasser nur in Kürze noch anführen zu müssen, daß Klara und Florido bald in Gegenwart des gräflichen Paares am Gott geweihten Altare den Bund ewiger Treue auf ihre ganze Lebensdauer beschwuren, ihre neue Wohnung durch die Gnade der Herrschaft reichlich ausgestattet bezogen, und so das glücklichste Leben führten. Florido besorgte seine Forstgeschäfte zum Vortheile der Herrschaft mit rastlosem Eifer, und wenn er ermüdet vom Geschäfte oder der rauhen Witterung heimkehrte in die wirthliche Stube, da lachte ihm Keulichkeit und Ordnung so freundlich entgegen und er fand an Klarens Seite den reichlichsten Ersatz für seine Bemühungen; würde damals der unvergeßliche Schiller gelebt haben, er hätte aus voller Brust mit ihm ausgerufen: „Ehret die Frauen, sie flechten und weben, himmlische Freuden

ins irdische Leben!“ — In der reinen Liebe schrieb Gott dem Menschen einen Freybrief gegen alle Mühseligkeiten des Lebens, und die Treue besiegelt diese vor Gottes Altar beschworne Urkunde. — Des Himmels Segen ruhte auf ihren häuslichen Bemühungen, alles gedieh trefflich, und durch Gottes Wille wiegten sich bald einen lieblicher Knabe und ein holdes Mädchen auf dem Schooße der frommen Ältern.

### Zwölftes Kapitel.

Blicke in die Vergangenheit.

Lorenzo Bastini — Ferdinandas, nun Klarens Oheim, verlebte in Neapel von Pracht und Überfluß umgeben, die traurigsten Tage. Sein Körper war siech geworden, und der Geist zerrüttet, sein ganzes Ich lag unter der zermalmenden Hand des Gewissens. Seiner Würde gemäß, mußte er öfters Festins geben, hunderte von Fröhlichen jauchzten in seinen hell erleuchteten Sälen und in seinen mit rauschenden Fontainen geschmückten Gärten, aber um ihn wars düstre Nacht. — Er zog sich in die äuffersten Winkel zurück, hatte kein anderes Gefühl mehr als seinen Gram, und wenn er sich ein kurzes Stündchen Ruhe gönnen wollte, stellten Furien seine begangenen Thaten ihm gleichsam in einem Spiegel

vor die Augen, und Verzweiflung streckte ihre knöchernen Arme gegen ihn aus. Liebe, liebe Jugend, die du diese Geschichte liesest, nimm dir ein Beyspiel, wie schrecklich jedes Verbrechen bestraft, und der Thäter durch das warnende Gewissen selbst, welches Gottes Hand zur Warnung von Fehlritten in unser Herz gepflanzt hat, gepeiniget wird.

Einige Freunde, welche Mitleiden mit dem traurigen Zustande Lorenzo's hatten, riethen ihm, sich auf Reisen zu begeben, um in fremden Ländern vielleicht Zerstreuung gegen seine Melancholie zu finden. Er fand ihren Rath für gut, und traf wirklich dazu alle Anstalten. In den romantischen Gegenden der Schweiz, hoffte er am ersten durch die gesunde Luft und den Anblick der schönen Natur sich aufheitern zu können. Vergebens hofften mehrere seiner Diener, welche von dieser Reise sich viel Vergnügen versprachen, ihn begleiten zu dürfen. — Einen einzigen ihm getreuen Jäger nahm er mit, und so rollte der Reisewagen aus dem Thore des Pallastes seiner weitem Bestimmung zu. Es gestattet der Raum dieser Blätter nicht, jede kleine Begebenheit dieser Reise aufzufassen. — Die schönsten Gegenstände der Kunst und Natur drängten sich ihm in Städten und Fluren entgegen, aber die Welt hatte jeden Reiz für ihn verloren, er glich einem Automaten der nur maschinenmäßig, jedes fremden Eindruckes unfähig, sich bewegte.

So langten sie in der Gegend des eben so berühmten als berühmten St. Gotthards an. — Er gab, wo er hinkam, den Armen mit vollen Händen, aber er selbst blieb dennoch an Geist und Herzen arm; da er sich etwas unpäßlich fühlte, so mußte er in einer ländlichen Hütte mehrere Tage verweilen, als er sich aber wieder etwas gestärkt fühlte, konnte ihn das Zureden der erfahrenen Landbewohner von dem Vorsatz nicht abhalten, den Gipfel des Berges zu ersteigen. Vergebens stellte man ihm vor, daß die Jahreszeit zu dieser Unternehmung ungünstig sey, es wollte kein Führer sich melden, aber sein Gold hätte auch die Augen der Furchtsamsten blenden müssen, und einer der entschlossensten Männer both sich endlich für den folgenden Tag zum Führer an. — Der Berg wurde am frühesten Morgen bestiegen, und muthvoll wanderten sie in den Eisgefilden fort. „Herr, sprach endlich der Führer, wenn euch euer und unser Leben lieb ist, so kehren wir zurück, und warten eine günstigere Witterung ab, der laue Wind der sich nun erhoben hat, droht uns Gefahr, wir als Eingeborne müssen doch dieß besser als die Fremden kennen. Nur ein kleiner Ballen Schnee darf von der unendlichen Felsenhöhe sich loslösen, und er wird schnell zum Kolosse; immer größer und größer gewinnt er durch die Höhe des Falles in jedem Augenblick an verheerender Kraft, und was in seinem

Wege liegt, wird mit unwiderstehlicher Gewalt in den Abgrund geschleudert. — Bezähmet doch eure Neugierde, und folgt gutem Rathe.“ — Vergebens, Lorenzo war eisern in seinen Entschlüssen, und kopfschüttelnd folgten seine beyden Begleiter, der Jäger und der Führer. Immer höher führte sie der schneebelegte, halb eisige Pfad. — „Der Himmel steh uns bey, ich fühle den Druck der Luft durch eine Lawine, rief der Führer, ergriff den Arm des ihm zunächst stehenden Jägers und sprang hinter einen hervorstehenden Felsenriff, Lorenzo wollte eben so schnell folgen, aber gezählt sind die Augenblicke beym herannahenden Verderben, die Lawine rollte mit Blitzesschnelle im donnernden Getöse, gleich den Gebrause der Meereswogen herab, und stürzte dem Unglücklichen, dessen Bewußtseyn schon in dem ersten Augenblicke entschwunden war, mit sich in den Abgrund. —

An der Höhe dieses Berges ist ein Gott geweihtes Kloster, nur Personen, deren Andacht sich durch die Wolken zu dem Throne des Ewigen emporschwingen kann, und welche Selbstüberwindung und Entsagung aller irdischen Freuden genug besitzen, und im Stande sind, sich diesen Aufenthalt zu wählen, um bloß der Menschenliebe und dem Wohle ihrer leidenden Mitbrüder zu leben, bewohnen diesen Ort. — Sie haben gleichsam dem Irdischen entsagt, gleich rettenden Schuz-

geistern wandern sie in den Schneegebirgen umher. — In ihrem Asyle herrscht Frömmigkeit und Gastfreyheit, jeder Reisende findet dort Erquickung, und schützendes Obdach; wie viele Wanderer erreicht das Unwetter oder eine Schneelawine, und sie müßten ohne der hülfreichen Hand dieser Mönche, des Todes Opfer werden. Sie haben sich ein Mittel eronnen, das ihnen fast nie mißlingt. — Schwach nur sind der Menschen Kräfte, aber die ihm von Gott geschenkte Vernunft hat ihn mit Einsicht und Weisheit ausgerüstet, daß er auch die unvernünftigen Thiere zu seinem Zwecke benützen kann. — Unter allen lebenden Wesen ist der Hund das dem Menschen treueste und anhänglichste Geschöpf, die Natur hat uns in ihm einen Fingerzeug gegeben, daß auch ein Thier der Treue und gänzlichen Ergebenheit fähig seyn kann, sie stellte uns in selbstem ein Beyspiel der Dankbarkeit auf, und leider ist in unsern verdorbenen Zeiten oft der gelehrige Hund ein treuerer Freund für den Menschen, als der Mensch selbst. Die frommen Väter auf dem beschneiten St. Gotthard halten sich eigene große Hunde, welche abwechselnd Tag und Nacht das Gebirge durchstreifen, und wo, wie sie die Spur eines im Schnee Verunglückten, oder aus Mattigkeit dem Tode Entgegenschlummernden wittern, meistens der Eine zurück bleibt, ihm bis Hülfe kömmt, mit seinem Hauch zu erwärmen, der

Andere aber dem Kloster zueilt, wo er an einem herabhängenden Stricke die Glocke zieht, da dann sogleich die Hospitaldiener mit Fackeln und Bergstangen dem leitenden Hunde naheilen, den Verunglückten zu retten. Gelingt das Werk der wohlthätigen Hülfe nicht mehr, so werden die Verstorbenen in Gewölbe gebracht, wo sie noch Jahrelang unversehr bleiben, und zufällig von einem im Leben bekannt gewesenen Wanderer, noch erkannt werden können.

Auch bey Lorenzo trat Rettung ein, denn noch war seine Strafzeit nicht vorüber, die weise Vorsicht hatte ihn noch zur Ausführung wichtiger Dinge bestimmt, und ihm in ihrer Barmherzigkeit Trost für so unendliche Jahrelange Leiden bereitet. Der ewige gütige Gott wird durch Reue versöhnt, auch dem Verbrechen zu verzeihen. Tief im Schnee begraben lag der Unglückliche, nur sein Haupt war im Freyen geblieben, er war erstarrt, ja beynah leblos, da kam eines der so wohlthätig abgerichteten Hundepaare heran, sie witterten eine Menschenspur — bald waren sie auf der rechten Fährte, und so wie der Eine durch seinen Hauch den Mund des Erstarrten zu erwärmen suchte, eilte der Andere mit Blizeschnelle der Klosterpforte zu, und zog am Stricke, laut tönte die Glocke in der weiten Halle, die Brüder hörten das Zeichen vorhandener Gefahr, und eilten mit Fackeln und Bergstangen, dem Orte zu,

welchen der vorausseilende Hund ihnen anzeigte. Hier fanden sie bald den Verunglückten, und bey solchen Gelegenheiten immer mit einer Tragbahre versehen, brachten sie ihn nach dem Kloster, wo sogleich alle Anstalten zu seiner Rettung getroffen wurden. — Die Mühe der frommen Väter blieb nicht unbelohnt, allmählig kehrte wieder Wärme in seinen Körper zurück, und er thauete wieder auf, wie die schon zu Boden gesunkene Pflanze bey der Erquickung des milden Regens, sein Auge öffnete sich wieder dem holden, alles umströmenden Tageslichte, aber seine Kräfte waren erschöpft, und er verfiel in eine schwere Krankheit, worin ihn die wohlthätigen Mönche nach Kräften pfl egten.

Auch hier, wie überall, waltete sichtbar Gottes schützende Hand, denn nach einigen Monden war Lorenzo dem Leben näher gebracht, die Todesgefahr war gänzlich verschwunden, nur die Schwäche war bey seinem, von Leiden so hart mitgenommenen Körper nicht so leicht zu heben. Bereits im Stande, in den Gängen des Klosters herumzugehen, machte er genaue Bekanntschaft mit einigen der Mönche. Ihr stilles frommes Wesen, ihr einfaches und doch so sittliches Betragen, machte Eindruck auf sein Herz, und oft schon war der Gedanke in ihm aufgekeimt, sich dieser Gesellschaft einzuverleiben, doch sein Stand, die Würden welche er bekleidete, waren

ein zu mächtiges Hinderniß, als daß er diesem Gedanken hätte folgen können. — Oft schon hatte er die Klosterbrüder von einem gewissen Vater Dswald sprechen hören, welcher in Angelegenheiten des Klosters verreiset war, und den man mit Sehnsucht erwartete, nicht nur der zu schlichtenden Angelegenheiten wegen, sondern weil ihn alle hochschätzten und liebten.

Eines Abends, als Lorenzo schon eingeschlafen war, weckte ihn ein ungewöhnlich lautes Sprechen, er horchte, und schrak zusammen, denn er glaubte nichts gewisseres, als daß ein großes Unglück geschehen wäre, da vernahm er aber von einem des Morgens bey ihm eintretenden Mönch, daß der schon so lange erwartete Vater Dswald angekommen sey, und die Mönche ihre Freude nicht mäßigen konnten, den so herzlich geliebten Bruder wieder in ihrer Mitte zu sehen, Lorenzo's Neugierde war dadurch im höchsten Grade rege gemacht, und er freuete sich auf dem folgenden Tage, wo er den ehrwürdigen Vater, wenn er sich in Etwas von seiner Reise erholt hätte, würde bitten lassen, ihm eine Unterredung auf seinem Zimmer zu gewähren.

Noch nicht lange war der Tag angebrochen, als ihm, wie gewöhnlich ein Laienbruder das Frühstück brachte, und Vater Dswald sich erkundigen ließ, ob er ihn sprechen könne. Als Lorenzo

dieß mit Freude bejahte, vergingen nur wenige Augenblicke, und der ehrwürdige Greis trat ein — „Himmel, wärs möglich, rief Lorenzo, das ist ja nicht Vater Oswald, das ist ja der Klausner Benjamin, welcher unweit des Stammschlosses der Grafen Hermence seinen Wohnsitz hatte.“ — „Ja der bin ich, erwiederte mit gelassenem und ruhigem Tone der Greis. Ich kenne euch gut Graf Lorenzo und es ist vielleicht des Himmels Fügung, daß wir hier uns treffen. — Wie sehr seyd ihr entsetzt, seit ich euch nicht gesehen habe, die Zeit hat tiefe Furchen in eure Stirne gegraben.“ — „O sagt vielmehr meine erlittenen Drangsale, und der Wurm der Reue, welcher unablässlich an meinem Gewissen naget. Seit Jahren trage ich den herbsten Kummer in meiner Brust verschlossen, und Ihr seyd der Einzige, den ich nun meine herzerschütternden Leiden anvertrauen will.“ — „Und vielleicht bin ich auch der Einzige, erwiederte Benjamin sanft lächelnd, der euch Balsam des Trostes reichen kann. Die Zeit ist mir hier nicht zugemessen, ich kann Stundenlang bey euch verweilen, doch der Mensch muß auch selbst mit den Augenblicken geizen, da keiner derselben ungenützt uns dahinschwinden soll. — Schwer mag euch wohl das Geständniß dessen kommen, was euch am Herzen liegt, ich will euch in dieser peinlichen Verlegenheit vorarbeiten.“ — Sie rück=

ten nun näher zusammen, es trat eine stille Pause ein, denn man sah es dem Grafen an, wie heftig ihn die Erinnerung an die Vergangenheit bestürmte. —

„Ihr erinnert euch wohl noch, Herr Graf, begann der Greis, an den Knappen Oswald aus dem Schloße Hermance? Ihr zittert, und fieberhaft zieht die Hand sich zusammen, welche ihm den Todesstoß gab, und ihn in den Abgrund stürzte. — Warum starrt Ihr mich so an? Mir sind alle Eure frühern Begebenheiten bekannt, und ich beeile mich von euch die haftende Blutschuld zu wälzen, denn wisset, er fiel nicht durch eure Hand in die Arme des Todes — Gottes Allmacht hat ihn geschützt, damit der Sünder Zeit zur Reue und Buße gewinne. Ein elendes Leben schleppte er dahin, und konnte seines Daseyns nie mehr froh werden. — Durch viele Jahre von der Geißel des Gewissens gepeiniget, langte er endlich in Rom an, um dort Verzeihung seiner Sünden zu erhalten, da erhielt er, um strenge Buße zu üben, den Auftrag sich hieher zu begeben, sich bey uns einverleiben zu lassen, und so durch Wohlthun an der leidenden Menschheit, seine frühern Sünden zu tilgen. Ihr gabt vor langer Zeit den Befehl die vor Hermance liegenden Waldungen aus zu hauen, und die Gegend mehr anzusiedeln, löblich war Eure Gesinnung dabey, denn da wo ehemals nur Moos und Sträucher wuchsen, und unter dem Schatten der

Bäume das Wild seinen Aufenthalt fand, lachen dem Wanderer nun niedliche Häuser, von arbeitsamen Familien bewohnt entgegen und er findet unter wirthlichem Obdache nun Ruhe und Erquickung, nur ich verließ mit Thränenschwerem Blicke meinen ruhigen Aufenthalt, wo ich schon den Platz zu meinem Grabe mir aufersehen hatte. In verschiedenen Ländern trieb ich mich umher, da erregte die Erzählung eines Reisenden, der hier im Stifte so trefflich aufgenommen worden war den Wunsch in mir, hier ein Asyl für meine noch übrigen Lebenstage zu suchen, was ich auch glücklich fand. Hier lernte ich Oswald kennen — hier führte er den erbaulichsten Lebenswandel in ununterbrochener Buße, bis endlich der Ewige sich seiner erbarmte und ihn nach einer so qualvollen Prüfung, in die Wohnungen des ewigen Friedens eingehen ließ.“ „Wie war es aber möglich, rief Lorenzo aus, daß er dem Abgrunde, und dem tosenden Wildbache entgehen konnte?“ —

„Ein schützender Genius wachte über ihn, erwiederte Vater Benjamin, im schrecklichen Sturze verwickelte sich sein Gewand in zackiges Strauchwerk, er konnte daher die Tiefe nicht erreichen, und da seine Wunde, ihm von zitternder Hand beygebracht, nicht tödtlich war, so fanden ihn freylich bewußtlos, vorbeyziehende Wanderer, erbarmten sich des Unglücklichen, und brachten ihn in eine Herberge wo er ge-

pflegt wurde, sich aber, sobald er genesen war, im halben Wahnsinne entfernte, und in der Irre umherstreifte, bis er endlich hieher gelangte, wo er dann mit Gott versöhnt in meinen Armen starb.“

„O Himmel! rief Lorenzo, und heiße Thränen rollten über seine Wangen, uns beyde Verbrecher mußtest du durch deine allumfassende Gnade erhalten, da wir die Unschuld mordeten. Das so fromm erzogne Kind ist ein Engel des Himmels geworden, sie wird gewiß für uns gebethet haben.

„Wäre aber diese That nicht geschehen, so würdet Ihr Eure jetzige Macht nicht besitzen,“ erwiderte Benjamin.

„O mein geliebter Vater, ein von der Hölle gedüngter Boden kann nur böse Früchte tragen. — Ich verwünsche die Stunde in der ich von Ehrsucht und Geiz verleitet eine so ruchlose That begehen konnte. Der Schimmer, der mich umgibt, ist ein leuchtender Blikstrahl, der mein Herz zerreißt, ich genieße mein Daseyn nicht, ja ich möchte darüber verzweifeln. Wäre Ferdinanda am Leben, könnte ich sie mit diesen Händen der Gruft entreißen, alles, alles soll sie haben, ich würde eurem Beyspiele folgen, ehrwürdiger Vater, und hier in der Ausübung der Wohlthaten an der Menschheit, an der ich mich so sehr vergriffen hatte, den Rest meiner unglücklichen Tage verleben, o daß ich unter der Lawine erstarrt wäre!“

„Der Mensch muß nie verzweifeln, und am wenigsten an Gottes Barmherzigkeit. Bewundert und bethet auf den Knien seine Barmherzigkeit an, denn nur er hat es so geleitet, daß wir hier uns treffen mußten, wisset daher, Ferdinand ist nicht des Todes Beute geworden.“

Da war der Graf wie versteinert, seine Augen schienen aus ihren Kreisen zu treten, er wollte sprechen, aber die zitternden Lippen versagten ihm den Dienst, er wollte seine Hände falten, aber seine Glieder waren schwer wie Blei. Benjamin sprang ihm bey, leitete ihn auf das Lager, rieb ihm Schläfe und Pulse mit stärkendem Balsam, und gab ihm Arzency. Nachdem er eine Weile im stumpfen Dahinsinnen gelegen hatte, fühlte er sich etwas gestärkt und sein volles Bewußtseyn schien wieder zu kehren. „Nein, nein, rief er mit gefalteten Händen, das wäre zu viel Gnade von oben, ich könnte die Größe meines Glückes nicht fassen,“ und ein heisser Thränenstrom stürzte aus seinen Augen. „Sprich rettender Engel, fuhr er zu Benjamin fort, du Mann Gottes, den er zum Troste mir gesendet hat, was ist aus Ferdinand geworden?“

Vater Benjamin erzählte, was er von Ferdinand das Schicksalen wußte, daß ihm aber seit dem räuberischen Versuche auf das Frauentloster ihre Schicksale unbekannt seyen. „Dem Himmel sey

es gedankt, sprach der Graf, daß sie gerettet worden, ach die Last eines ganzen Gebirges hast du von meinem Herzen gewälzet. Der Ewige hat sie schon damals seines höchsten Erbarmens würdig gefunden, und sie wird auch noch nicht dessen unwerth geworden seyn. Jetzt aber ist es meine größte Sorge, ja es ist meine heiligste Pflicht, ihren Aufenthalt zu entdecken, es muß mir gelingen, und wenn ich die ganze Welt durchreisen sollte. — Du aber, Mann des Trostes, darfst nicht mehr von meiner Seite weichen, ehe wir nicht die arme Verfolgte gefunden haben. Eine ansehnliche Stiftung will ich deinetwegen für dieß Kloster machen, damit es dir erlaubt werde, mich begleiten zu dürfen.“

Vater Benjamin wünschte selbst diese Gelegenheit zu benützen, denn er sehnte sich um Nachricht von seinem Lieblinge, er sprach daher mit dem Prior des Klosters, und bath um seine Genehmigung; der Graf stellte eine Urkunde über eine beträchtliche Stiftung aus, und beyde Freunde, denn sie waren es von ganzer Seele geworden, schickten sich zur Reise an.

### Dreizehntes Kapitel.

#### N a c h f o r s c h u n g e n.

Schon bevor sie das Kloster unter den Glückwünschen der Brüder verlassen hatten, überlegten

sie, wo sie wohl am ersten Nachricht von dem verlorenen Fräulein erhalten könnten. Benjamin rieth die Gegend zu durchreisen, wo das Stift ist, in welchem sich Ferdinand a befunden habe, weil dort doch wenigstens Schein zu ihrer Auffindung vorhanden seyn dürfte. Der Graf stimmte seiner Meinung bey, und wohlgemuth verließen sie die heilige Stätte, Als sie endlich am Fuße des Gebirges anlangten, wartete hohe Freude auf den Grafen, denn er fand in der Hütte, in welcher sie ausruhen wollten, den Führer wieder, welcher ihn auf den Berg geleitet hatte, und erfuhr, daß auch seinem Jäger kein Unheil widerfahren, und er von dem Tode des Grafen überzeugt, wieder nach dessen Güter zurückgekehrt sey. Sobald daher der Graf das erste Städtchen erreichte; sandte er einen Eilbothen nach seinen Besizungen um dort seinem Verwalter seine Rettung und seine weitere Reise bekannt zu machen. Nun ging der Weg ohne weiterem Aufenthalte dem Frauenkloster zu, welches seit dieser langen Zeit wieder in den gehörigen Stand gesetzt worden war; aber die Abtiffin lebte nicht mehr, und selbst die früheren Nonnen hatten sich zerstreut oder waren nicht mehr am Leben, niemand konnte ihnen also Auskunft geben; nur das erfuhr der Graf, wo die Räuber vormals ihren Aufenthalt hatten. Sie eilten daher der dichten Waldung zu, und fanden nur die Ruinen des zerstör-

ten Raubschloßes; die ganze Gegend umher war verwüstet und verödet. Niemand war der ihnen hätte Auskunft geben können. — Ermüdet streckten sie sich in das hohe Gras, da kamen ihnen plötzlich Menschenstimmen näher, und es nahte sich, einen Geistlichen an der Spitze, ein Leichenzug, welcher den schmalen Fußsteig einschlug, um nach einer fernern Kapelle zu gelangen. „Laß uns ihnen folgen, sprach der Graf, wir kommen dadurch endlich wieder an eine geweihte Stelle, und es wird mir wohlthun, vor Gottes Altar meinem gepreßten Herzen Luft zu machen, und um die Erfüllung meines heißesten Wunsches zu Ihm zu stehen.“ Da sie im dichten Gebüsche ausruhten, konnten sie den Zug nicht genau beobachten, auch kümmerte sie dieß wenig, sie folgten nur von ferne nach. Endlich erreichten sie die Waldkapelle, wo sie am Eingange stehen blieben, und der feyerlichen Einsegnung beywohnten, wovon sich Lorenzo im Innersten tief erschüttert fühlte. — „Bald, sprach er, wird auch mich das allgemeine Loos der Sterblichen treffen, meine Hülle wird im kühlen Schooß der Erde verwesen, und mein Geist in höhere Regionen empor schweben. Wie werde ich wohl vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen? der Ewige wird freylich meine Thaten nach seiner Barmherzigkeit richten, aber wie werde ich in der Verantwortung bestehen, wenn die arme Ferdi-

n a n d a dennoch ein Opfer meiner Ruchlosigkeit geworden wäre? O du allmächtiger guter Gott, laß mein Haupt nicht auf das Todtenbett zurück sinken, ohne daß ich noch das beseligende Bewußtseyn ihrer Rettung, mit in jene Welt hinüber nehme.“

Sein Geist war ganz in Andacht verloren, und Vater Benjamin, dessen Herz hohe Freude über den reumüthigen Sünder erfüllte, mußte ihn ermahnen die Kapelle zu verlassen, um den Rückziehenden zu folgen. Langsam gingen sie ihnen nach, und gelangten endlich zu einer Köhlerhütte, wo die Begleiter der Leiche sich von einem alten Manne beurlaubten. Unter diesen war eine in Trauer angezogene und tief verschleyerte Frau mit zwey holden Kindern an der Hand. Als die Gesellschaft sich entfernt hatte, naheten unsere beyden Wanderer sich der Hütte. Noch stand der alte Köhler an der Thüre und trocknete sich die Thränen aus den Augen. „So bist denn auch du, sprach er halb laut zu sich selbst, in eine bessere Welt hinüber gegangen, du meine vieljährige treue Lebensgefährtin — sanft ruhe deine Asche, aber dein Geist, der gewiß verklärt vor Gottes Richterstuhl erscheinen wird, blicke auf mich herab, und stehe zu dem Allmächtigen, daß auch ich mit dir bald wieder auf ewig vereinigt werde. — Ach es ist so schwer für mich alten Mann, nun allein, durch das wie wohl nur noch kurze Leben zu wandeln, doch die Rath-

schläge des Ewigen sind unerforschlich, und immer gut ist, was er in seiner Weisheit lenket.“

Jetzt traten die beyden Wanderer hervor, der Alte faßte sich so viel möglich, und grüßte sie herzlich. Sie verlangten Obdach und etwas Labung, welches ihnen sogleich mit Freude bewilliget wurde. Der gute Köhler gab, was er vorräthig hatte, es war kein leckeres Mahl, aber doch die Bedürfnisse befriedigend. Sie erfuhren nun, daß das Weib des Köhlers in die bessere Welt hinüber gegangen sey, und Vater Benjamin suchte den traurenden Alten so viel möglich, durch die heilsamen Gründe der Religion zu trösten. — Er fühlte sich auch wirklich mehr beruhigt, denn diese frommen Lehren gewähren stets den wirksamsten Trost in das wunde menschliche Herz. — „Wer war denn die Frau mit den zwey holden Knaben,“ fragte Lorenzo, und erfuhr, daß es die Försterin aus dem nächsten Revier sey; der Alte konnte die Frau nicht genug loben, wegen ihrer Herzensgüte und Häuslichkeit. „Ja ja, sprach er, sie hat auch ein wahres Glück gemacht, denn weit und breit ist ihr Mann, — als der bravste und rechtlichste Förster bekannt, auch ist er der Liebling des gebiethenden Grafen, und wo man von ihm spricht, geschieht es nur mit Achtung. Wer ein Gemälde der glücklichsten Ehe sehen will, der spreche ja in dem Forsthause ein, ich gehe zwar jetzt nicht

mehr hin, denn sie war eine zu zarte Freundin meines lieben Weibes, und es würde mir das Herz nur noch mehr bluten, wenn ich mich der verfloffenen Zeiten erinnerte.“ Auch der Graf erinnerte sich sogleich seines verlorenen häuslichen Glückes, drückte sich verdüstert in einen Winkel des Zimmers, Müdigkeit vorschützend, Vater Benjamin aber setzte das Gespräch fort.

„Vermuthlich ist die Försterin eine Anverwandte von euch, weil sie der Leiche beywohnte?“

„O Nein, lieber Herr, sie war ein armes von aller Welt verlassenes Mädchen; meine selige Margarethe hat Mutterstelle an ihr vertreten. Wie sie so ganz hilflos zu uns kam, da pflegten wir ihrer mit Sorgfalt, und, ja ich bin stolz darauf, ich brachte sie nach dem herrschaftlichen Schlosse, wo sie der Gräfin sogleich gefiel, die sie nicht mehr von sich ließ, und beynähe als Kind vom Hause behandelte. Dort lernte sie auch den braven Förster Florido kennen, den der Herr Graf gleichfalls als eine arme Waise zu sich genommen hatte. Ich habe eigentlich den Grundstein zu ihrem Glück gelegt, und Dankbarkeit ist eine ihrer schönsten Tugenden, denn keine Woche verging, wo sie uns nicht, und nie mit leeren Händen besucht hätte. — O du lieber Himmel, diese Frau ist schon in dieser Welt ein Engel Gottes, aber ungeachtet ihres gegenwärtigen häuslichen Glückes,

glaubte ich doch, daß sie noch viel glücklicher zu seyn verdiente, obgleich ihre häusliche Zufriedenheit ihr nichts zu wünschen übrig läßt.“

So sprachen sie bis spät in die Nacht und es that dem armen Köhler wohl, Zerstreuung in seinem Kummer gefunden zu haben. Die beyden Wanderer, ermüdet von ihrer Reise, begaben sich nun zur Ruhe, wo der wohlthätige Schlaf bald ihre Augen schloß. Am andern Morgen dankten sie dem guten Alten für seine freundliche Aufnahme, der Graf lobte ihn reichlich für die kleine Bewirthung; und sie verließen dann gestärkt die Hütte. So gingen sie schweigend eine Weile fort, als Benjamin sprach: „Herr Graf, laßt uns einen kleinen Umweg nehmen, ich kann euch gar nicht erklären, welch eine unwiderstehliche Neugierde mich nach dem Forsthause hincieht, wir lernen dort ein Paar gute Menschen mehr kennen, welche ohnehin jetzt so seltsam in der Welt sind.“ „Ich folge euch unbedingt, erwiederte der Graf, ihr seht ja, daß ich mich ganz eurer Leitung überlasse, ich folge euch dahin wohl mit schwerem Herzen, denn der Anblick dieses häuslichen Glückes wird mich an eine Zeit erinnern, wo auch ich dessen im vollen Masse genoß, aber als ein so großer Sünder dessen nicht werth gewesen bin; glaubet mir, lieber Vater, ich werde nirgend mehr Ruhe finden, als bis das Grab meine Gebeine umschließt.“ Benja-

min suchte ihn so viel möglich zu trösten, und so wanderten sie langsam durch den Wald, und langten endlich in dem ihnen von dem Köhler bezeichneten Forsthaufe an.

Alles umher war ruhig, die Gartenthüre nur angelehnt, sie gingen hinein. Wie lieblich sah hier alles aus, da zeigte sich die schönste Blumenstur, von sorgfältiger Hand gepflegt und geordnet, dort blühten Obstbäume, und bothen dem Wanderer eine herrliche Augenweide dar, auf der andern Seite fand man jene Gewächse, welche zum Bedarf in der Küche dienen, und unfern davon lud unter dem Schatten dichter Bäume, ein Sommerhäuschen zur Bequemlichkeit und Ruhe ein, um welches sich der schönste Epheu schlang; das Ganze war so symmetrisch geordnet, daß nur eine zarte und geübte Hand die Schöpferin alles dessen seyn konnte. Als die beyden Wanderer weiter schritten, erblickten sie eine schattige Laube, mit einer Rasenbank und einem Arbeitstischchen; hier mochte die Hausfrau erst unlängst verweilt haben, denn es lag noch ein halbvollendeter äußerst geschmackvoll geordneter gestickter Blumenstrauß auf dem Tischchen, neben diesem lag ein Blatt Papier auf welchem folgende Worte standen —

„Glücklich bin ich in der Gegenwart,  
Die Zukunft wird der Gw'ge leiten  
Allein die Vergessenheit von meiner Jugend Zeiten  
Ist für mich arme Waise doch zu hart.“

Der Graf bewunderte die Stickerey und Zeichnung, aber sinnend saß Vater Benjamin da, und gleich dem Wetterleuchten in dunkler Nacht durchflogen verschiedene Gedanken seine Seele, als sie plötzlich durch einen lauten Gesang gestört wurden, Arm in Arm kamen zwey liebenswürdige Kinder herauf, ein Knabe und ein Mädchen, welche eine damals übliche Weise trillerten. — Wie sie an die Laube kamen und die beyden fremden Männer gewahrten, schreckten sie nicht kindisch zurück, sondern sie blieben stehen, und lächelten ihnen hold und treuherzig entgegen. — „O ihr lieben Kleinen, sprach Vater Benjamin, kommt doch näher zu uns her, wir sind Fremde, welche hier etwas ausruhen wollen, Ihr habt von uns nichts zu fürchten.“ „So? erwiederte der Knabe, glaubt Ihr daß ich mich vor etwas fürchten könnte? Fürchte Gott, und scheue niemanden, ist meines Vaters Sprichwort, und da hat er auch recht, den Bären, der im Forste hausset, muß ich wohl scheuen, weil ich nicht Kraft genug habe ihn zu bekämpfen, aber warum sollte ich vor Menschen beben? Es müßte nur ein ruchloser Bösewicht seyn, der sich an einem wehrlosen Kind vergreifen könnte.“ Diese Worte verwundeten des Grafen Herz, und er starrte düster vor sich auf den Boden hin, Vater Benjamin hingegen horchte dem feurigen Knaben freundlich zu, und befragte

ihn, wer denn seine Ältern wären? „Ich bin des Försters Sohn, entgegnete er, und will auch so ein wackerer Jäger werden, wie er ist, ich will aber auch gleich beweisen, was ich schon vom Vater gelernt habe.“ Mit diesen Worten sprang er fort, und kehrte in wenigen Augenblicken mit einer kleinen Armbrust zurück, um sich im Schießen zu zeigen. Während dem hatte sich das Mädchen näher zu dem Grafen hingemacht, und wagte es endlich sogar dessen Wangen mit ihren zarten Händchen zu streicheln. Sein von Kummer gepreßtes Herz fing an sich wieder zu erholen, er liebte die Kleine, und wiegte sie auf seinem Schooße. — Die Mutter kommt, rief der Knabe, beyde Kinder sprangen aus der Laube, und kamen bald mit einer zarten jungen Frau zurück, welche die Fremden freundlich grüßte. Benjamin sah ihr forschend ins Auge, sein Herz bebte, seine Pulse schlugen heftiger. „Wir sind am Ziele, rief er, du bist Ferdinanda!“ „So hieß ich einmal,“ erwiderte sie, und schien plötzlich in tiefes Nachdenken versunken. Ferdinanda! rief der Graf, und sank bewusstlos auf die Rasenbank zurück.

„Mein Gott, rief sie endlich — Ihr seyd ja jener heilige Mann, bey dem ich meine Jugendjahre verlebte, o wie glücklich fühle ich mich euch wieder zu sehen. Ihr habt mich zu meinem jetzigen Glücke geleitet — o laßt mich zu euren Füßen um euren Segen bitten.“ —

„Gott wird dich segnen, du frommes gutes Geschöpf. — Weißt du dich denn sonst an gar nichts zu erinnern, was früher mit dir vorging eh du mich kennen lerntest?“ —

„Nein, an gar nichts, erwiederte Ferdinanda traurig.“

„Kannst du dich denn gar nicht an deine Mutter erinnern?“

„O daß mir ihr verklärtes Bild im Traume erschiene — gewiß, gewiß ich würde sie erkennen — ach meine Vergessenheit ist ein gränzenloses Unglück!“

„Beruhige dich, meine Liebe — der Allmächtige, der über jedes seiner Geschöpfe mit unübersehbarer Vatergüte wachet, dessen Blick im Innersten der Menschen = Herzen liest, wird in seiner Allbarmherzigkeit auch deinen Leiden zu Hülfe kommen — treffe nun Anstalten, daß dieser Mann hier zur Ruhe gebracht werde. — Als dieß geschehen war, sandte Benjamin, als er eben ein kleines Briefchen vollendet hatte, nach einem Jägerburschen, und übergab ihm ein wohlversegeltes Päckchen um es in das gräfliche Schloß zu bringen.

Wie der Graf sich wieder erholte, fand er sich auf einer reinlichen Stube, Benjamin saß an seinem Lager, und war eben bemüht, seine Schläfe mit stärkendem Geiste einzureiben. „Dem Himmel sey's gedankt, sprach er, daß ihr lebt. Ihr habt im

Hause ein gewaltiges Aufsehen erregt, schon zweymal wollte der Förster euch sprechen, und ich mußte ihn abweisen, weil ich immer um euch beschäftigt war; er wollte nach einem Arzt senden, ich verbat es mir, denn für Seelen- und Herzenskrankheiten kann nur Gott helfen, zu ihm allein nehmt eure Zuflucht, er hat sich ja schon barmherzig genug gegen euch bewiesen, die Försterin ist Ferdinanda, und die Blutschuld von eurer Seele gewälzt.“ „Also doch wahr, erwiederte Lorenzo, und faltete durch eine geraume Zeit seine Hände in stiller Pause gegen Himmel. Also doch wahr, wiederholte er endlich mit verstörten Augen, die Gräfin von Hermance ist das Weib eines gemeinen Försters, eines Menschen, so weit unter ihrem Stande! Wie kann ich mein Verbrechen wieder gut machen, wie kann ich sie zu der Würde erheben, welche ihr gebührt?“

Noch immer, begann Benjamin, hängt ihr zu sehr an irdischen Dingen; seit Ihr die ruchlose That verübt hattet, zerfleischte Reue euer Herz. Ihr habt für eure Gewissensruhe das höchste Glück darin gefunden, daß Ferdinanda noch lebt, und ihr hat sich durch Gottes weise Fügung nach überstandener Todesgefahr, ein Himmel geöffnet, denn sie lebt in voller Zufriedenheit an der Seite eines treuen liebevollen Gatten und zwey so herzlich guter Kinder. Den Tod habt Ihr dem armen Geschöpf bereitet,

und wollt Ihr das nun durch Gott erlangte Glück ihr mißgönnen? Bedarf sie denn das Ansehen, das ihr mit Recht gebührt? Behaltet euren durch Blutschuld errungenen Reichthum, und reiſet sie nicht von dem Himmel los, den ihr Gottes Hand schon auf dieser Welt zu Theil werden ließ. Der Graf schwieg, aber in seinem Innern stürmte es heftig, Vater Benjamin ließ ihn ruhig walten, und begab sich in den Garten, um sich etwas zu erholen.

Eben wandelte er in der schattigen Laube gedankenvoll auf und nieder, da kam ihm der kleine Knabe mit freudigen Sprüngen entgegen; „kommt doch, kommt doch das er euch willkommen heißen kann, rief er. Benjamin folgte, ohne zu wissen warum, dem Knaben nach dem Hofe, wo der Förster den untergeordneten Jägern die nöthigen Befehle gab, das gefällte Wild nach Gattungen zu ordnen, um es in das herrschaftliche Schloß, nett und ordentlich abliefern zu können. An seinem Arme hing die liebevolle Gattin, und äußerte bald da, bald dort, wo es Häuslichkeit betraf, ihre Bemerkung. Wie der Knabe mit Vater Benjamin aus dem Garten kam, ging ihm der Förster freundlich entgegen, schüttelte ihm zutraulich die Hand, und hieß ihn in seiner kleinen Wohnung herzlich willkommen. Benjamin stand wie versteinert, er konnte sich an den Zügen dieses jungen Mannes nicht satt sehen, er

betrachtete ihn mit immer größerem Wohlgefallen, und doch drängten sich dabey tiefe Seufzer aus seiner Brust. Man ging endlich zur Ruhe, denn die Nacht war hereingebrochen, der Förster durchsuchte noch wie gewöhnlich das ganze Haus, ob alles gut versperrt sey, und sah ein Päckchen am Boden liegen, welches Benjamin verstreut haben mußte. Er hob es auf, es waren Schriften, und während in seiner Stube Frau und Kinder schliefen, setzte er sich zur Lampe, und durchblätterte die Papiere.

### Vierzehntes Kapitel.

#### Das Tagebuch.

Voll Neugierde laß der Förster, aber es waren nur einzelne Blätter, welche durch die Länge der Zeit verrissen und fast unleserlich geworden waren, so daß er nur einige Bruchstücke fand, und diese will ich hier meinen lieben Leserinnen nach der Ordnung mittheilen:

#### Erstes Blatt.

Wie fühle ich mich so glücklich in meiner Einsamkeit, und wie sehr bedaure ich meinen Bruder, obgleich ich volle Ursache habe ihn zu hassen. — Hassen? das kann ich nicht, obschon er mein ärgster Feind war, und deßhalb hat es Gott so gelenkt, daß ich nun weit glücklicher lebe als er, ich verzeihe

ihm. — Als ich noch auf meinem Fürstenthron saß, wo mich Glanz und Hoheit umgab, wiegten diese doch nicht die Unruhe und Sorge für meine Unterthanen auf, dort lauerten Feinde lüstern nach meinen Besitzungen und Schätzen, ich mußte mir Ruhe mit dem Blute von tausenden meiner Unterthanen erkaufen, und konnte doch den Armen allen nicht helfen, welche durch das Schwert und die Brandfackel der Feinde unglücklich wurden. — Armer Bruder, der du gegen mich aufgetreten bist, und mich vom Fürstenthron vertriebest, ich beneide dich um deine Hoheit nicht, ich floh mit meinem trauten Weibe aus dem undankbaren Dänemark nach Deutschland, und lebe glücklich in meiner angekauften Burg von dichten Wäldern umgeben, und abgesondert von dem verderblichen Geräusche der Welt. —

Zweytes Blatt.

Wie glücklich bin ich, meine traute Eveline hat mir einen Sohn geboren, den schönsten Trost meiner Zukunft. Ich bin beynabe selbst zum Kinde geworden, so sehr kann die Freude auf den Menschen wirken. Ich, der ich ehemals nur mit Waffen zu thun hatte, kenne nun kein größeres Vergnügen, als den Kleinen auf meinem Schooße zu schaukeln. Ach Gott, welche unendliche Freuden gewährst du den Menschen, die sie aber leider nur zu selten erkennen. —

Wäre ich noch gebiethender Herr gewesen, welche Pracht würde meinen Sohn umgeben haben. Doch nein, ich habe ihm genug gerettet, um dereinst sorgenlos leben zu können, er soll ein guter braver Mann werden, mehr bedarf ja der Mensch nicht zu seinem Glücke.

Drittes Blatt.

Nichts auf Erde ist beständig, so wie die Blume verwelkt, und die Welle verrinnet, so sind die Freuden des menschlichen Lebens. Ich wandelte in Rosengefilden, nun ist die Welt öde und todt für mich. Düstere Nacht hat meine Seele umschleiert. Sie ist nicht mehr, meine geliebte Eveline, und das Leben hätte für mich keinen Reiz, wenn mir nicht mein kleiner Hugo geblieben wäre. Ich beuge mich unter die Fügungen des Schicksals, der Mensch darf gegen Gottes Willen nicht murren, er muß sich in Demuth in seine Rathschlüsse fügen, Ruhe der Asche meiner theuren Lebensgefährtin, mich erhält nur noch die Liebe zu meinem Sohne, und das Bewußtseyn aufrecht, sie dort wieder zu sehen.

Viertes Blatt.

Mein Leben ist traurig, zwar finde ich in meinem Hugo einen kleinen Ersatz für mein erlittenes Unglück, aber der Knabe dauert mich, und Thränen nehen meine Augen, wenn ich ihn ansehe; er

hat einen für die Kindheit unerseßlichen Verlust erlitten, er muß der zarten Mutterliebe entbehren. Wenn der Keim des werdenden Baumes entsproßt, so gleicht die Mutter dem sorgsamem Gärtner, der ihn so wohlthätig und zart hegt und pflegt, bis er zur besseren Reife gebracht wird, in zärtliche Liebe, hüllt sie das zarte Wesen, und läßt es gedeihen, der Vater verpflanzt erst den reifern Stamm, und setzt ihn in die Welt. — Nein, ich kann in meinem Schloße nicht mehr bleiben — jeder Platz erinnert mich an mein verlornes Glück. Der Knabe jammert mich, er weinet um die Mutter, die Größe seines Verlustes aber fühlt er nicht. — Gott hat das weise geordnet, die zarte Jugend und das Alter leben in beynabe gleicher Kindheit, das eine ist zu wenig reif, und das andere zu abgespannt, die Streiche des Unglücks ganz zu fühlen, oder zu ertragen; nur der Mann in seinem Mittelalter, ganz ausgerüstet mit voller Kraft des Geistes und des Körpers, vermag den Stürmen des Unglücks fest entgegen zu sehen. — Er kann, wenn die Kraft des Glaubens ihn stärket, den Widerwärtigkeiten eine eiserne Stirne biethen, sein inneres reineres Bewußtseyn umgibt ihn wie ein Stahlpanzer die Heroen der Vorzeit, und weh dem Unglücklichen, den seine Geisteskraft verläßt, er ist ein verlornor Sohn für das Leben.

Meines Kindes willen bleibe ich nicht mehr in

der Burg. Ich habe in der Gegend von Hermance eine Anverwandte, dort will ich hinziehen, sie wird sich des Knaben annehmen, und mir in seiner Erziehung beistehen, es ist mir ohnehin hier alles so schauerlich, ich bedarf Zerstreuung, ich nehme Abschied von dem Orte, an dem beynabe alle meine Lebensfreuden verblüht sind.

Fünftes Blatt.

O Himmel, wie unglücklich kann der Mensch werden. Ich habe nun auch alles verloren, was mich an das Leben fesseln konnte, nur meinen Glauben nicht; er ist mit Riesenkraft in mein Herz geschrieben, und auch mit Riesenkraft erhält er mich aufrecht in den Tagen des höchsten Jammers. Schmerzhaft lag ich auf dem Krankenlager in einem Hospitale, wohin gute Menschen mich gebracht haben. — Wo wird mein Sohn seyn? Räuber haben uns überfallen. Ein Kolbenschlag streckte mich zu Boden, was ist aus der letzten Hoffnung meiner Lebensfreuden geworden? Monathe lang hielt der Tod seine Knochenhand gegen mich ausgestreckt; als ich genas, stoh ich nach der Gegend, wo wir überfallen wurden, keine Spur, kein Trost für mich; das Raubnest war zerstört, wo ist mein Sohn, der holde Knabe? — Todt? — fortgeschleppt? — Ich will die halbe Welt durchirren, o mein guter Gott, soll ich denn

den süßen Trost des Wiedersehens nicht mehr erleben? Wo ist der Junge mit dem blutrothen Maale am linken Arme — wo ist die einzige Freude meines Lebens, ohne ihn will ich mich in eine Wildniß begraben und — — — Hier war das übrige weggerissen, und der Förster sank betäubt in seinen Stuhl zurück.

### Fünfzehntes Kapitel.

#### Gänzliche Enthüllung.

Es wurde bald lebhaft im Försterhause, der König von Sicilien war mit seiner erlauchten Gemahlin auf einer Reise durch Italien nach Frankreich begriffen, sie sprachen in dem Schloße des Grafen ein, bei welchem Florido und Klara erzogen worden waren. — Unter allen erdenklichen Ergößungen für seine erlauchten Gäste, hatte der Graf auch eine große Jagd veranstaltet, wozu weit und breit in der Umgegend der Adel geladen war. Florido erhielt den Auftrag, daß in seinem Hause der Versammlungsplatz seyn sollte, und bekam also plötzlich wie das Sprichwort sagt, alle Hände voll zu thun; von allen Seiten versammelten sich die Jäger und die Treiber, und kaum als der Morgen graute, ehe Florido noch Zeit hatte, mit seinen beyden Gästen zu sprechen, ertönten Jagdhörner und Hundegebelle, und der stattliche Zug sammelte sich nun

im Forsthaus, wo das Frühstück eingenommen wurde. Graf Lorenzo konnte sich nicht zurück ziehen, es wäre ein großes Vergehen gewesen, wenn er, als einer der reichsten Cavaliere, sich nicht bey dem Könige gezeigt hätte, er wurde auch von selbem mit Freuden empfangen, und konnte der Einladung des Königs nicht widerstreben an der Jagd Theil zu nehmen, jedoch seiner geschwächten Gesundheit halber nur so, daß er die Königin begleite, welche ohnehin, obgleich von großem Gefolge umgeben, sich keiner Gefahr aussetzen durfte. Florido führte die Jäger seines Reviers an, aber kaum waren sie einige Schritte vom Forsthause entfernt, strauchelte sein Pferd über eine Baumwurzel, stürzte, und er verletzte sich obschon nur leicht am Arme. — Sogleich befahl ihm der Graf sich nach Hause zu begeben, und seiner zu pflegen. — Die Verletzung war nichts weniger als gefährlich, und Florido benützte die günstige Gelegenheit, dem Vater Benjamin sein verlorneß Päckchen Schriften zuzustellen. — Klara war mit ihrer häuslichen Wirthschaft beschäftigt. Benjamin und Florido sprachen viel mitsammen und — warum sollen denn meine jungen Leserinnen noch länger hindangehalten werden? Alle Nebenstände und das Maal am Arme bestätigten die Sache hinlänglich — Florido war Benjamin's Sohn. Doch der Alte beschwor ihn, aus Gründen,

die Sache noch geheim zu halten. Florido ganz entzückt, seinen Vater gefunden zu haben, wußte dennoch nicht, wer dieser eigentlich wäre, und der Vater behielt sich dieß noch als Geheimniß vor.

Die Jagd war geendet, aber Graf Lorenzo durfte nach des Königs Wunsche nicht mehr in dem Forsthaufe verweilen, er mußte mit nach dem Pallaste des Grafen ziehen. — Dort angekommen, hatte er eine lange Unterredung mit dem König, ein Eilbothe wurde in das Forsthaus an Floridos Gattin gesendet, selbe dem folgenden Tage nach dem Pallaste zu bescheiden. Jedoch trat vorher noch ein wichtiges Ereigniß ein. — Klara war eben bemüht, den etwas verletzten Arm Floridos mit heilenden Kräutern zu verbinden, als der Hufschlag mehrerer Roße vor dem Hause ertönte, und eine große Anzahl Reiter vor selben abstieg, um da etwas Labung zu sich zu nehmen. Ein alter stattlicher Ritter war an ihrer Spitze, sie lagerten sich im Grase, und ließen sich die dargereichten Erfrischungen wohl schmecken. Vater Benjamin von lange her gewohnt viel im Freyen zu gehen, und dort sich seinen Betrachtungen zu überlassen, kam eben aus dem dunkeln Gestrippe langsamen Schrittes hervor, und staunte nicht wenig, so viele Bewaffnete um das Haus gelagert zu sehen, wollte aber dennoch seine Neugierde bezähmend, seiner Wohnung zueilien, als er unvermuthet

an einem Baum den Schild des Ritters angelehnt sah, auf welchem fünf goldene Kugeln im blauen Felde gemahlen waren. — „Was bedeutet das? rief er betroffen aus, — dieses Wappen — ach Gott! woran erinnert es mich?“ Der alte Ritter hatte seine Bewegung bemerkt, und nahte sich ihm freundlich. — „Was, sprach er, fällt euch an meinem Wappenschilde so sehr auf? Doch, allmächtiger Gott, was sehe ich, diese Züge — wärs möglich — kann ich meinen Augen trauen. Mein hochverehrter Herr?“ und mit diesen Worten sank er zu seinen Füßen. — „Ja du bist Erich, mein treuer Kanzler, rief Benjamin, und hob ihn empor an seine Brust, du vielgeliebter Freund, welcher Zufall bringt dich hieher? Doch vor allem erfülle meinen Wunsch, und sage niemanden wer ich bin.“ — „Euch suchen wir, gnädigster gebiethender Fürst von Holstenburg, um euch wieder in eure verlorne Rechte einzusetzen. Euer Herr Bruder hat während einer schweren Krankheit Gewissensbisse gefühlt, er bereut sein an euch begangenes Unrecht, und wünscht zu seiner Beruhigung das Fürstenthum mit euch zu theilen.“

„Wie verwaltet mein Bruder das Land?“

„Loblich, gnädiger Fürst, dieß Zeugniß muß ihm das ganze Land geben, er ist, so wild und ungestüm er vorher war, ein wahrer Vater seiner Unterthanen geworden.“

„Dann bewahre mich Gott, in sein einmahl erworbenes Recht einzugreifen.“

„Thut das nicht, gnädigster Herr, das Schicksal hat eurem Herrn Bruder mit keinen Leibeserben gesegnet. Wenn Ihr uns verläßt, und er stirbt, so ist das schöne Land verwaist, und ein Fremder würde uns, Gott weiß wie, beherrschen müssen. Ich habe Vollmacht, mit euch, wo ich euch immer finde, in Seinem Namen zu unterhandeln, macht Bedingungen welche ihr wollt, er ist bereit sie zu unterschreiben.“

„Wohlan denn, so höret mich. Ruhig bis an sein Lebensende mag mein Bruder das Land regieren, für mich hat Hoheit allen Reiz verloren, ich habe bereits der Welt entsagt, und will auf dem St. Gotthard im Kloster nur dem Wohlthun leben, aber ich habe einen Sohn.“ — „Wär's möglich! o gerechter Gott, wie unendlich gut handelst du an unserm Volke, daß Du uns einen Sprößling des allgemein geliebten Herrscherhauses erhalten hast. Wo, wo ist er, daß ich zuerst ihm als unsern künftigen Gebiether meine Hulldigung leiste?“ — Geduld, antwortete Benjamin, ich erwarte morgen ein wichtiges Ereigniß, bis dahin beobachtet das tieffste Stillschweigen, fallet hier den guten Leuten nicht zur Last, kaum eine Stunde von hier ist eine Herberge, dort mögt ihr mich morgen früh mit meinem Sohn erwarten.“

Klara oder eigentlich Ferdinanda war genöthigt dem Befehl des Königs zu gehorchen, und begab sich also nach der gräflichen Burg. Florido wollte sie begleiten, doch Benjamin widerrieth es ihm. „Wahrscheinlich, sprach er, hat die Gräfin irgend eine weibliche Arbeit, denn wenn man dich dabey für nothwendig geachtet hätte, würde man auch dich haben rufen lassen. Dein treuer Jäger, der alte Thomas wird sie begleiten, und wir beyde folgen später nach. Ich ahne wohl was vorgeht, aber, bezähme deine Neugierde, du wirst morgen manches wichtige Ereigniß erleben.“ Florido mußte sich nun wohl in Geduld fassen, denn jedes Wort seines Vaters war ihm Befehl.

Der Morgen brach endlich an, und Ferdinanda begab sich mit dem alten Thomas nach der gräflichen Burg. Als sich nun Benjamin mit seinem Sohn allein sah, sprach er zu ihm: „Mein lieber Sohn Hugo, lasse schnell zwey Rosse satteln, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.“ „Wohin soll es denn gehen mein theurer Vater, doch verzeiht, Euer Wille ist ja für mich Befehl, und Neugierde gegen Euern Willen wäre sträflich, ich folge euch unbedingt bis ans Ende der Welt, doch meine Klara, meine Kinder? Ihr werdet euch nach einigen Stunden in veränderter Gestalt wieder sehen, und

eures Lebens noch froher werden.“ „Vater, ich ahne bedeutende Dinge, aber Eure tröstenden Worte, wälzen eine große Last von meinem Herzen, ich eile Eure Befehle zu vollziehen.“ Sogleich wurden die Kofse aus dem Stall geführt, und bald ritten beyde vom Forsthause waldeinwärts.

Indessen war Ferdinanda bereits mit ihren beiden Kindern im Schloße angelangt. Im hohen Prunksaale waren der König mit seinem Hofstaate, der Graf und Lorenzo versammelt. Die Gräfin kam Ferdinanden entgegen, und führte sie in ihr Gemach, wo ihr einige Erfrischungen gereicht wurden. —

Auf den Wink eines Kämmerlings führte sie endlich die Gräfin in den Versammlungsaal. Ihre Wangen glühten, laut pochte ihr Herz von banger Ahndung, und sie zitterte, als sie die große Versammlung von so vielen hohen Herrschaften erblickte, und aller Augen auf sie gerichtet sah. — „Tritt näher mein Kind sprach der König. Dieses Päckchen sandte mir gestern Vater Benjamin, vielleicht kann es deinem erschlafften Geist und dein früheres Bewußtseyn wieder erwecken. Erkennest du denn nicht dieses Bild, das ehemahls an deiner Brust hing?“ Er wies ihr ein mit kostbaren Steinen eingefasstes Portrait. Ferdinandas Blicke fielen schnell auf dasselbe — sie stieß einen lauten Schrey aus, und hielt

sich die Stirne, convulsivische Bewegungen zeigten einen Aufrubr in ihrem ganzen Inneren. „Heiliger Gott, rief sie endlich, sich gleichsam wie aus einer tiefen Betäubung erholend, das ist meine Mutter! Wie wird mir, ein Blitzstrahl durchzuckt mein Gehirn — die Nebel schwinden, alle Jugendscenen drängen sich vor meine Augen! —

„Dein wahrer Name ist Ferdinanda von Hermance?“

„Mein Gott ja, so nannten mich meine Aeltern. — O ich sehe meine Mutter wieder vor mir mit ihrem freundlichen Angesichte, auch erinnere ich mich auf dem Abgrund mit einem brausenden Strome in welchen ich stürzte — ach und seit diesem schrecklichen Augenblicke war gänzliche Vergessenheit über meine Sinne verbreitet.“ „Beruhiget euch sprach der König, ich grüße euch als rechtmäßige Gräfin von Hermance — Graf Lorenzo tritt euch unbedingt, und im ganzen Umfange euer rechtmäßiges Erbe ab. — Ihr seyd dadurch nun eine der reichsten gebiethenden Frauen geworden. Hier liegen die Urkunden zu eurer Unterzeichnung bereitet, freilich ist damit ein Bedingniß verbunden. — Ihr habt euch, obgleich unwissend außer eurem Stande verehlicht, unmöglich kann Florido, von dessen Geburt niemand etwas weiß, der Gemahl einer der reichsten altadelichen Erbinnen bleiben, ihr

müßt von ihm und euren unadelichen Kindern euch trennen.“

Da verließ Ferdinanden ihr Bewußtseyn, und sie sank ohnmächtig der neben ihr stehenden Kammerfrau in die Arme. Alle Mittel wurden angewendet, bis sie endlich zur Freude Aller sich wieder anfang zu erholen, ein tiefer Seufzer entriß sich ihrer Brust. — Was Gott thut das ist wohl gethan, sprach sie, des Ewigen Wille hat mich zum niedrigen Stande bestimmt, in dem ich auch bleiben will, es wäre Verbrechen seiner Fügung vorzugreifen, ich gönne einem Würdigern mein Erbtheil, auf meinen Knieen, großer König, beschwöre ich euch, trennt mich nicht von meinem Gatten, und reißt mich nicht von meinen Kindern los; übergebt mich Unschuldige nicht einer Verzweiflung, in der ich mein Leben schrecklich enden müßte.“ „Das sah ich vor, erwiderte der König, und Ihr, Graf Lorenzo, müßt euren harten Sinn brechen, ich erhebe Florido, von dem ich nur Rühmliches hörte, in den Adelstand für ihn und seine Nachkommen, und Ihr tretet Ferdinanden indeß die Hälfte des Erbes ab, nach Eurem Tode aber, soll es ganz der rechtmäßigen Familie anheim fallen, man sende sogleich einen Gilbothen an Florido.“

Der Kanzler wollte so eben dazu Befehl ertheilen, da ertönte das Horn des Thurmwächters.

Trompeten und Pauken erschallten außer der Burg, und ein Kammerjunker meldete die Ankunft des dänischen Fürsten von Holstenburg mit dem künftigen Reichserben und einem stattlichen Gefolge. Sogleich wurde das Thor geöffnet, und bald nachher trat eine Schaar der stattlichsten Ritter herein, an ihrer Spitze Vater und Sohn im von Goldestrohenden Prunkkleidern. Florido, schrie Ferdinanda, die Kinder sprangen, das schöne Kleid nicht achtend an ihn hinauf — eine stille Pause herrschte durch den ganzen Saal, während sich die liebenden Gatten in den Armen lagen, und wenige Augen blieben Thränenleer.

Alles wurde nun ins Reine gebracht, Lorenzo'n blieben die Güter bis an sein Lebensende, dann mußten sie Ferdinands Tochter anheim fallen. Benjamin begleitete die glückliche Familie nach Dänemark, dort wurde Florido um so mehr als Herrscher gehuldigt, da er zugleich einen künftigen Erben des Reichs mitbrachte. Benjamins Bruder lebte nur noch wenige Monden, und Florido übernahm die Regierung, aber vergebens war alles Bitten und Zureden, Vater Benjamin reiste in das Kloster am St. Gotthard unter häufigen Thränen seiner Lieben ab, wo er im Gebeth und immerwährenden Danke bis an sein Ende blieb.

Bis hieher ging das Manuscript aus der Ab-

ten Notre Dame d'Abondance, keine weitere Spur  
 war mehr zu entdecken, aber gewiß hat Gott der  
 Allmächtige, dessen Auge so sorgfältig über die ver-  
 folgte Unschuld wachte, ihnen das Lebensglück ge-  
 nießen lassen, welches ihr religiöser Sinn, ihr stand-  
 hafter Glaube und ihre Tugenden verdient haben.  
 Daß die beyden, Lorenzo und Oswald den  
 weltlichen Richtern nicht anheim fielen, hierin zeigt  
 sich die allumfassende Barmherzigkeit Gottes, der, weil  
 sie von dem rächenden Gewissen unablässlich verfolgt,  
 sich mit wahrer inniger Reue an ihn wandten und Buße  
 thaten, sie gleich verirrtten Schafen gnädig wieder  
 in seine Heerde aufnahm, wo sie durch Wohlthun  
 bis an ihr Ende, sich seine gänzliche Verzeihung noch  
 mehr dadurch zu erwerben suchten; daß ihr künfti-  
 ger Wandel ein wahrer Spiegel der Frömmigkeit und  
 Tugend war. Ihre Körper ruhen in Frieden, und ihre  
 Geister umschweben Gottes Thron. O möchte doch  
 diese Geschichte jedem zum Beyspiele dienen, daß Gott  
 seine segnende Hand über alle ausbreitet, welche  
 ihn im Geist und Wahrheit anbethen, und der Tu-  
 gend getreu bleiben.

Ferner sind von demselben Verfasser noch folgende  
Jugendchriften erschienen :

**Die tugendhaften Mädchen, oder Gott leitet die  
Seinen auf sichern Wegen.** Vier Erzählungen. Dritte,  
mit einer neuen Erzählung und neuem Titelpupfer ver-  
mehrte Auflage, 8, 835, ungebunden 20 kr., sauber  
geb. 26 kr. C. M.

**Die St. Georgs-Statue im Burggewölbe, oder :**  
die Begebenheiten der jungen Gräfin von Hallwig.  
Sage der Vorzeit. Ein Bildungsbuch für reisere  
Mädchen, welche tugendhaft leben und glücklich seyn  
wollen. Mit einem Titelpupf. 834. 24 kr. geb. 30 kr.

**Eustachia, die gute Tochter, Spiegel für tugend-  
hafte Mädchen.** Als Gegenstück zum Eustachius des  
Chr. Schmid. Mit einem Titelpupfer. Zweyte Auflage  
gr. 12. 832. 15 kr., elegant gebunden 20 kr.

**Fridoline, die gute, und die böse Dorethe.** Ein  
Muster für junge Mädchen, welche sich tugendhaft  
bilden wollen, Als Gegenstück von dem guten Frido-  
lin und dem bösen Dietrich des Herrn Canonicus  
Chr. Schmid. Mit einem Titelpupfer. Zweyte Auflage.  
gr. 12. 833. 24 kr., elegant gebunden 30 kr.

**Wie Luise von Birkenstein zur Erkenntniß Got-  
tes kam.** Leitsterne für Mädchen zu ihrem zeitlichen  
und ewigen Wohle. Als Gegenstück zu dem Werkchen  
des Herrn Canonicus Chr Schmid: wie Heinrich von  
Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam. Mit einem Ti-  
telpupfer. gr. 12. 832. 20 kr. elegant gebunden 26 kr.

**Drangenblüthen.** Oder: **Sonderbare Schicksale**  
der frommen Mutter Cäcilie, und ihrer guten Toch-  
ter Babette. Ein Bildungsbuch für junge Mädchen.  
Mit einem Titelpupfer. gr. 12. 833 24 kr. elegant  
geb. 30 kr.

**Waise, die, oder merkwürdige Begebenheiten der  
jungen Gräfin Therese von Wildeneck.** Eine belehrende  
und unterhaltende Geschichte für junge Mädchen. Mit  
einem Titelpupf. 12. 833. 24 kr., gebunden 30 kr.

**Mädchen, das von Algier oder der Tugend Lohn  
des Lasters Strafe.** Mit einem Titelpupfer gr. 12.  
835. ungebunden 30 kr. gebunden 36 kr.

